

MOSLEMISCHE REVUE

HERAUSGEGEBEN VON { MAULVI SADR-UD-DIN
MAULVI F. K. KHAN DURRANI

3. Jahrgang

Juli—Oktober 1926

Heft 3 u. 4

INHALT

1. General Kamaluddin Sami Pascha über den Islam	97	VII. Einige Mißverständnisse über die Ahmadiabewegung, welche schwinden müssen	164
2. Die Ahmadiabewegung: Von F. K. Khan Durrani	99	VIII. Zukünftige Aussichten	179
I. Der Reformator	99	3. Islamisches Gemeingefühl	138
II. Das 19. Jahrhundert	104	Von Sadr-ud-Din	
III. Kurze Skizze vom Leben des Stifters der Ahmadiä	119	4. Was ist der Islam?	
IV. Die Verheißung des Messias	131	I. Die Einheit Gottes	187
V. Fortgang und Abschluß der Lebensbeschreibung	142	II. Gebet und Fasten	188
VI. Der Mann und sein Werk	151	III. Die Armensteuer	189
		IV. Die Pilgerfahrt	190
		V. Wie wird man Moslem?	190
		5. Kurze Mitteilungen	191
		6. Review (englisch)	191

Erscheint vierteljährlich

Bezugspreis: jährlich M. 4.—

BERLIN - WILMERSDORF
BRIENNER-STRASSE 7, MOSCHÉE TEL.: UHLAND 1930

بِسْمِ اللَّهِ الرَّحْمَنِ الرَّحِيمِ

IM NAMEN GOTTES, DES BARMHERZIGEN, ALLERBARMENDEN

MOSLEMISCHE REVUE

3. Jahrgang

Juli-Oktober 1926

Heft 3 u. 4

General Kamaluddin Sami Pascha über den Islam

AM Dienstag, den 4. Mai hatten einige von unseren hiesigen Moslems eine Audienz bei seiner Excellenz, dem Türkischen Botschafter, General Kamaluddin Sami Pascha. Bei dieser Gelegenheit ließ sich der Herr Botschafter in höchst bedeutsamer Weise über den Islam aus, den von gestern und den von morgen. Seine Gedankengänge haben ein so hohes allgemeines Interesse und sind von einem so modernen, freien und weitschauenden Geiste getragen, daß wir hochofret sind, unseren Lesern davon ausführlicher Kenntnis geben zu dürfen. Nicht verschwiegen sei, daß der Botschafter in völlig frei beherrschter deutscher Sprache redete.

Entscheidend, auch vom religiösen Standpunkte aus, so begann Excellenz Kamaluddin Sami Pascha, ist nicht, was der Mensch glaubt, sondern was er ist, und ob er ein guter Mensch ist. Besonders der Islam legt allein darauf den eigentlichen Wert. Um gut zu sein, dazu aber gehört bei Lichte betrachtet, noch einiges mehr, als man gemeinhin annimmt. Es gehört dazu einmal Freiheit und zum andern tätige Arbeit. Die Freiheit ist nötig, damit man ungehindert von äußerem Druck tätig sein kann. Die Tätigkeit dient, um Wohlfahrt und Wohlstand der Menschen zu begründen und zu sichern. Wohlfahrt und Wohlstand werden uns von Gott allein als Segen werktätiger Arbeit zuteil. Verwerflich deshalb eine Religion, die behauptet, daß Beten allein genug sei; nein, nur wer sich selbst hilft, wer arbeitet und leistet, dem hilft Gott. Der Wohlstand ist aber nicht nur die Wirkung eines rechtschaffenen und

arbeitsamen Lebens, sondern ist auch ein Quell für die allgemeine Moralität jedes Volkes. Denn nur wer selbst Werte schafft, kann der Gesellschaft etwas geben, kann Wohltätigkeit üben und die Menschheit kulturell fördern. Je höher der Wohlstand, desto geringer die Zahl der Verbrechen.

Excellenz Kamaluddin Sami Pascha ging dann noch einmal auf seinen Grundgedanken zurück, daß nicht was man glaubt, sondern wie man handelt, von entscheidender Wichtigkeit sei. Für den Moslem ist es an sich ganz gleich, welche religiösen Ueberzeugungen ein Anderer hat, ob er sich zum Judentum, zum Christentum, zum Buddhismus bekennt. Für den Moslem ist dies schon deshalb unwichtig, weil der Islam ja alle heiligen Bücher der Menschheit, die je geoffenbart wurden, als Gottes Wort anerkennt. Erst recht keinen Unterschied aber macht der wahre Moslem zwischen den einzelnen moslemischen Sekten. Er fragt garnicht darnach, welcher Sekte innerhalb des Islam der einzelne Gläubige angehört, und ob er überhaupt einer solchen angehört. Damit ging Excellenz Kamaluddin Sami Pascha über auf das Thema: Die Einigkeit im Islam und die Einigkeit durch den Islam. Im Islam selbst müßte man über das ganze Sektenwesen hinweggehen. Wir alle sind Moslems. Wir haben dreierlei: Gott, den Propheten und den Quran. Das genügt. Der Glaube an diese drei Punkte verbindet uns. Alles andere trennt und muß abgelehnt werden. Zwischen der ursprünglichen Offenbarung, die der Quran enthält, und uns Heutigen hat sich ein Wust von Interpretationen und Aberglauben erhoben. Diesen Berg gilt es abzutragen. Man muß zurückgehen auf den Boden des Qurans selbst, der den Moslems den kürzesten Weg zum gemeinsamen Ziel aller Religionen zu zeigen scheint. Gewiß sind die großen islamischen Weisen, nach denen sich viele der Sekten benennen, vorzügliche Moslems und hervorragende Denker gewesen. Nicht sie sind schuld an der inneren Zersplitterung des Islams, sondern ihre kleinen Anhänger und Schüler. Das Volk hört lieber allerlei Märchen über die letzten Dinge als das Bekenntnis, daß unserem Wissen hier Grenzen gesetzt sind. Und auf diese Märchen, die nichts mit dem Quran zu tun haben, geht alles zurück, was den Islam verunreinigt. Wir müssen eine Reinigung vornehmen, und zwar im Interesse unserer Religion selbst. Denn nur ein reiner, unabergläubischer Islam hat ein Anrecht, von der zivilisierten Welt gekannt, geachtet und verstanden zu werden. Wer einer solchen Reinigung widerstrebt, wer sich zu Sekten und Untersekten bekennt, der

ist ein Schrittmacher der Geringschätzung, welche der Islam so lange in der übrigen Welt erfahren hat.

Soviel über die Einigkeit im Islam. Was nun die Einigung der moslemischen Nationen durch den Islam angeht, so ist zwar die Einigkeit aller Völker höchstes Ziel des Islam. Aber unmittelbar kann die Religion heute sehr wenig in dieser Richtung tun. Ja die Religion muß sich durchaus von Politik fernhalten. Auf die Dauer ist es für die Religion selbst die schlechteste Politik, sich mit der Politik einzulassen. Wenn die Religion tolerante, freigesinnte und werktätig gute Menschen erzieht, tut sie alles, was sie für das Heil der Völker zu tun vermag. Gerade heute muß sie sich darauf beschränken. Und es ist das auch genug.

Die Ausführungen des hervorragenden türkischen Staatsmannes werden uns ermutigen, noch entschlossener in unserer eigenen Arbeit auf dem Wege fortzuschreiten, den wir mit der Zeit immer bewußter gewonnen haben. Wir halten uns jedem Streit fern, wirken für Einigkeit, leisten unsere Arbeit und sind dankbar, der moslemischen Gesamtsache dienen zu dürfen, indem wir die Pforten unserer Moschee jedem öffnen, der sie betreten will, und indem wir einem modernen, mit den heutigen Wissenschaften verträglichen, zivilisations- und kulturfreudigen Islam das Wort reden. Wenn unsere Aufsätze durch viele Blätter in der ganzen Welt gehen, sofern diese Blätter islamischen Interessen dienen, wenn sie ins Englische, Holländische, Indische, Arabische, Serbische übersetzt werden, so beweist uns das, daß wir mit unseren Anschauungen nicht allein stehen. Und dieses stolze Gefühl durften wir auch haben, als wir die türkische Botschaft reich beschenkt mit gedanklichen Anregungen und wesentlichen Perspektiven verließen.

Die Ahmadiabewegung.

Von F. K. Khan Durrani

I.

DER REFORMATOR.

DIE Ahmadiabewegung hat nur ein einziges Ziel. Sie setzt es sich zur Aufgabe, den Islam auszubreiten und ihn gegen die Angriffe anderer Bekenntnisse zu verteidigen. Gegründet wurde sie seinerzeit im Geiste des Heiligen Quran und im Quran findet sie auch ihre Sanktion. Heißt es doch: „Und unter euch sollte eine Gemeinschaft

sein, die zum Guten anregt und einschärft, was recht ist und das Unrecht verbietet“ (3:103). Nun wohl, diese und nur diese Absichten sind es, welche die Anhänger der Ahmadiabewegung miteinander verbinden. Die Ahmadiabewegung ist also weder eine neue Religion noch eine Sekte innerhalb unserer Religion, und die Redensart „den Ahmadianismus predigen“ hat überhaupt keinen Sinn, es sei denn, daß darunter die Aufforderung an die ganze moslemische Welt verstanden würde, sich der Notwendigkeit zur Weiterverbreitung des Islam bewußt zu werden. Tatsächlich gibt es keinen Ahmadianismus, der nicht Predigt des Islam wäre. Ahmadianismus und „den Islam predigen“ sind also zwei Ausdrücke gleichen Sinnes. Das große Ziel der Ahmadiabewegung aber ist und bleibt für alle Zeiten, Muhammad und den Islam aller Welt im rechten Lichte zu zeigen. Dagegen handelt es sich bei der Ahmadiabewegung nirgends darum, die Gedankenwelt eines besonderen Reformators oder die Ideen einer bestimmten Schule innerhalb des Islam zu propagieren.

Die Ahmadiabewegung als solche ist auch garnichts so unerhört Neues innerhalb der Geschichte des Islam, und ihr Bestehen kann keine sonderliche Ueberraschung für diejenigen bedeuten, die über die intellektuellen und geistigen Strömungen innerhalb des Islam hinlänglich informiert sind. Der Islam ist nämlich ein lebendiger Glaube, und als einen Beweis seines nimmer versiegenden Lebens und seiner inneren Kraft bringt er dann und wann aus seinem Schoße Männer hervor, deren Verbindung mit Gott kein nur bildlicher Ausdruck sondern wörtlich zu nehmen ist. Es sind dies Männer, die den Glauben aufs Tiefste durchempfunden haben, Männer, die durchs Feuer geschritten und wie lauterer Gold so strahlend aus jeder Prüfung hervorgegangen sind, Männer auch, deren Wesen durch und durch von Wahrheit erfüllt war und die, von ihrer Wahrheit allein bewegt, mit dem Ansehen und der Macht alter Propheten sprachen. Wie aber kam es, daß der Islam nie aufgehört hat, aus seinen Reihen Persönlichkeiten von solcher Gottesnähe zu zeugen? Die Gründe liegen in einer Eigenschaft, die den Islam vor allen anderen Religionen auszeichnet. Der Islam hat keine Kirche aufgerichtet. Er hat keine Propaganda geschaffen, um seine Lehren aller Welt aufzudrängen und das Volk zu zwingen, nach Sitten zu leben, mit denen es innerlich nicht übereinstimmt. Während das christliche Europa seine Moral und sein religiöses Leben durch Kirchen und Priester regelte, die das Volk beherrschten, hat der Islam jedem einzelnen Gläubigen die innere Freiheit gelassen.

„Es gibt keinen Zwang in der Religion“ (2:256), sagt der Heilige Quran. Und wirklich, im Islam findet man kein „Du sollst“ und „Du sollst nicht“. Sondern seine Stärke liegt in einer unmittelbaren persönlichen Aufforderung, in einem ganz individuellen Ruf, den er an den Geist des einzelnen Menschen ergehen lässt. Der Quran zeigt seinem Anhänger den Weg, er führt ihm seine Gründe vor und fordert ihn auf, selbst zu forschen und für sich selbst zu denken. Dann aber überläßt er es dem Individuum, wie es seine Entscheidungen treffen will. Nun, und diese Freiheit des Einzelmenschen in Sachen des Glaubens und des Handelns, dieser erhabene, zugleich praktische und tief geistige Standpunkt ist es, der die Basis abgibt für das Aufkommen jener hervorragenden Geister, welche dem Geistesleben der moslemischen Völker immer und immer wieder neue Richtlinien gewiesen haben.

Die Zeit verändert sich, und wir verändern uns mit ihr. Das menschliche Denken ist in beständiger Verwandlung begriffen, Sprachen und Dialekte, welche einst in aller Ueppigkeit blühten, sterben aus und geben neuen Raum. Bilder und Gleichnisse, welche die Fantasie vergangener Geschlechter entzückten, bedeuten späteren nichts mehr. Bei alle dem bleibt es unzweifelhaft wahr: Es ist eines der grundlegendsten Charaktermerkmale des Heiligen Quran, daß er in einer Sprache und in Ausdrucksformen verfaßt ist, welche seinem Ruf durch alle Zeiten die Kraft sichern. Aber auch die ewige Wahrheit muß immer von neuem wiederentdeckt, sie muß immer und immer wieder neu erlebt werden. Stevenson sagt in einer seiner Abhandlungen: zwei sind erforderlich, wenn von Wahrheit die Rede sein soll; einer, der sie spricht, und der andere, der sie versteht. Der Quran ist ein unvergleichliches Buch! Aber nur wenn unsere Herzen darauf abgestimmt sind, seinen Ruf zu vernehmen, nur wenn unsere sittliche und geistige Entwicklung so verläuft, daß wir fähig sind, die Botschaft, die es enthält, zu verstehen und zu begreifen, werden wir die Wahrheit erkennen, der wir da von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehen. Ist das dagegen nicht der Fall, dann wird der Heilige Quran mit all seiner wundervollen Beredsamkeit und Klarheit uns ein versiegeltes Buch bleiben. Mithin: wenn eine Religion lebensfähig sein soll, so muß ihre Botschaft immer von neuem wiederentdeckt werden, die Wahrheit, die sie enthält, muß immer und immer wieder lebendig verkörpert werden. Und der Beweis ihres Lebendigeins besteht darin, daß sie diejenigen Persönlichkeiten aus ihrem Schoße hervorbringt,

die die alte Lehre in einer der Zeit gemäßen Weise neu lehren und neu leben.

Der Islam aber hat sein Lebendigkeit, seine innerlich erneuernde Kraft bewiesen — viel öfter als sich zur Darstellung bringen läßt. Der Heilige Prophet Muhammad sagt: „Gott wird am Anfang jeden Jahrhunderts unter diesem Volke (den Moslems) einen auserwählen, der für sie ihren Glauben erneuern wird!“ Dies sind die Reformatoren des Islam, die Mahdis, die Mujaddids. Es gibt Unwissende, welche behaupten, der Islam sei starr, er habe keine Anpassungskraft für den Wechsel der Zeiten und der Verhältnisse. Wie wenig kennen sie die Lebensfähigkeit und Lebenskraft des Islam! Gewiß, es gibt nichts im Islam, was eine Revision oder Reinigung nötig hätte. Das sei mit aller Deutlichkeit betont. Die Wahrheiten des Islam sind ewige Wahrheiten, sie thronen unversehrbar über dem Wechsel der Schicksale, Zeiten und Landbreiten ganz wie die Naturgesetze. Wie kann man also den Islam ändern wollen, wenn das höchste Ideal, das er seiner Anhängerschaft vor Augen stellt, nichts anderes ist als angespannte Tätigkeit und Treue zur Natur? Der Heilige Quran sagt deshalb mit Recht: „Erhebe dein Antlitz zur Gottesfurcht in der rechten Weise. — Die Natur, von Allah gemacht, in die er den Menschen hineingeschaffen hat, da gibt es keinen Wandel in Allahs Schöpfung. Dies ist die rechte Religion“ (30:30). Die einzige Modernisierung, die möglich, praktisch und nützlich ist, besteht deshalb darin, daß die ewigen Wahrheiten in Rücksicht auf die veränderten Zeitbedingungen ausgelegt werden. Oder besser gesagt, müssen sie in derjenigen Sprech- und Denkweise unter die Menschen gebracht werden, welche die Zeit versteht. Eine solche Auslegung und Anpassung an die Sprache der Zeit kann aber nicht den Händen irgend eines Beliebigen anvertraut werden, ja nicht einmal den Gelehrten und Philosophen einer Periode. Denn zwar haben Gelehrte und Philosophen ohne Frage ihre volle Berechtigung. Und der Heilige Prophet hat es klar ausgesprochen: „Die Gelehrten unter meinem Volke sind wie die Propheten Israels.“ Aber die geeigneten Persönlichkeiten für das große Werk der Ausdeutung und Wiederverjüngung der Religion sind einzig die göttlich berufenen Reformatoren (Muhaddasin, Mudjadadin). Denn das ist ihr Besonderes: sie entnehmen ihr Licht nicht vom Geist allein. Sondern ihr menschlicher Verstand wird beständig unterstützt durch die Offenbarung und die direkte Verbindung mit Gott, der die Quelle aller letzten Wahrheiten ist.

Es ist aber nicht nur der Wechsel der Zeiten und der äußeren Lebensbedingungen, der die Wiederauslegung der uralten Lehren notwendig macht. Sondern daneben wirkt doch auch ein psychologischer Grund. Wir selbst werden nämlich müde, wenn wir immer die selben Worte vernehmen. Die Wiederholung schläfert unser Gedächtnis ein. Und die Botschaft, die einst, als sie von den Lippen des Meisters kam, unsere Herzen höher schlagen ließ, sinkt für unser ermüdetes Ohr zur leeren Litanei herab. Schließlich gerät die Stimme des Herren, gerät sogar das Rollen Seines Donners, das die Menschheit aus ihrer Letargie aufschrecken sollte, in Vergessenheit. Worte, die klangen, Worte, die glühten und wie Fackeln leuchteten, haben aufgehört, uns zu begeistern. Die Botschaft zwar ist da, aber unsere Augen haben ihr Sehvermögen verloren. Wir sind es, die nicht mehr fassen, was doch vor uns steht. Das ist der rechte Augenblick für den Reformator. Seine Mission ist es, der Religion neues Leben einzuhauchen. Und nachdem er die Wahrheit des alten Glauben tief innerlich erfahren, erprobt und neu entdeckt hat, flößt er auch seinen Zeitgenossen wieder frische Glaubenskraft ein. Es ist für uns bei alledem sehr schwer, uns in das Zentralerlebnis eines solchen Reformators hineinzusetzen. Denn die innere Erfahrung jener Männer ist so ungewöhnlich, daß überhaupt nur derjenige sie wirklich verstehen kann, der selbst ähnliche Erfahrungen, ob auch vielleicht in abgeminderter Form, gehabt hat. So kann man von diesen Zuständen eigentlich auch nur durch das Mittel der Allegorie reden, weil ja die Welt der objektiven Dinge nichts bietet, was jenes überirdische Phänomen allgemein verständlich machen könnte. Mirza Ghulam Ahmad, der Begründer der Ahmadiabewegung, beschreibt eine seiner Visionen folgendermaßen: „Ich sah, daß ich Gott war. Die Wahrzeichen der Gottheit standen ringsumher. Ich war nicht mehr ich. Mein eigenes Wesen ward zerstört, und Gott war über allen.“ Der Sufi des Islam bezeichnet diesen Zustand als „Fana fi'llah“ d. h. so viel wie „sein eigenes Wesen in Gott verlieren.“ Weit unter ihm liegt nun die Welt, und ihre guten Dinge haben nicht länger irgend eine Anziehung für ihn. Diejenigen, welche zu dieser Stufe geistiger Entwicklung gelangen, leben von nun ab nur noch für Gott allein. Und einzig von der Macht der Wahrheit bewegt, reden sie zu ihren Mitmenschen. Die alte Botschaft tönt in ihrer Stimme wieder, durchbebt von der Gewalt eigenster Erfahrung. Bei ihren Worten fallen Schleier von den Augen der Menschen, und die fühllos Gewordenen erwachen wieder zum Leben

Der Islam hat das Erscheinen von vielen solchen Männern bezeugt. Ja es gibt kein Land in der moslemischen Welt und kein Jahrhundert in der Geschichte des Islam, das nicht auf eine Anzahl solcher heiligen Gestalten hinweisen kann. Sie waren jederzeit die lebendigen Zeugen der Macht und Wahrheit des Islam. So muß auch jeder, der den Geist und den Genius dieser wunderbaren Religion kennen zu lernen wünscht, sich möglichst unmittelbar zu jenen großen Glaubensleuchten herantasten. Ihre geistigen Gaben und ihre Gedankenfülle haben die religiöse Literatur des Islam zu der reichsten in der ganzen Welt gemacht. Aber wie will man von diesen Schätzen dem des Arabischen Unkundigen eine Vorstellung geben? Uebersetzungen orientalischer Gedanken in europäische Sprache sind von vornherein schon sehr schwierig, wenn nicht gar in einem höchsten Sinne unmöglich. Wie viele Uebersetzungen aber auch bisher unternommen worden sind, immer handelte es sich doch nur um die Arbeit von Philologen, Männern also, denen es an der Begeisterung des Propheten und an der Fantasie des Dichters fehlte. Ja, oft konnte es nach der Art ihres Argumentierens geradezu scheinen, als glaubten sie weder an Gott noch an die Menschheit, weder an den Genius noch an die Schöpferkraft; und nur der Ruhm wäre ihnen etwas, den sie für ihre eigenen Werke beanspruchten. Ganz ebenso entbehren nun aber auch ihre Schilderungen des Islam und der Führer des Islam aller inneren Wahrheit. Bei diesem Zustand der Dinge soll es das Ziel der „Moslemischen Revue“ sein, neben der moslemischen Botschaft selbst, die es der westlichen Welt im rechten Lichte zu zeigen gilt, auch möglichst oft das Leben und Wirken der großen Männer des Islam zu beleuchten. Mirza Ghulam Ahmad war unter den moslemischen Glaubenshelden der größten einer. Sein ganzes Leben war dem Dienste der moslemischen Sache geweiht. Und indem wir von ihm reden, wächst sich unsere Studie zugleich aus zur Darstellung der großen Strömung, die von ihm ausging.

II.

DAS 19. JAHRHUNDERT

Wenn man die wahre Bedeutung Mirza Ghulam Ahmads und seines Werkes verstehen will, muß man sich die Stellung der Religion im 19. Jahrhundert vergegenwärtigen und zwar besonders mit Bezug

auf Indien. Innerhalb der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wurde die Eroberung Indiens durch England vollendet. Innerhalb der zweiten Hälfte machten sich die Resultate dieser Tatsache bemerklich. Denn nach dem großen Aufstand häuften sich seitens der Eroberer erbarmungslose Maßnahmen, die getroffen wurden, um den Geist des Widerstandes zu brechen und die Gemüter des Volkes mit Schrecken zu erfüllen. Darauf folgte die völlige Entwaffnung des Landes und brachte den Prozeß der materiellen Versklavung zum Abschluß; Hand in Hand damit ging die geistige Versklavung. Gegen diese moralische und geistige Versklavung aber erhob sich eines Tages die empörte Seele des Ostens. Es geschah in der Persönlichkeit Mirza Ghulam Ahmads.

Zwei geistige Streitmächte sehen wir im 19. Jahrhundert in Indien am Werke: das Christentum und den Skeptizismus. Eine seltsame Vereinigung allerdings, wenn wir an die Geschichte des Skeptizismus in Europa selbst denken! Aber wenn das Feld groß genug ist, so haben selbst zwei so gegensätzliche, zwei so grundsätzlich im Kampfe gegeneinander stehende Mächte wie Christentum und Skeptizismus freien Spielraum für ihre Arbeit. Und Indien ist ein riesengroßes Land, Indien mit seiner unendlichen Ausdehnung, seiner ungeheuren Bevölkerung, die sowohl der Rasse wie der Religion und Kultur nach aus den heterogensten Elementen besteht. Auf diesem ungeheuren Feld war es für beide Teile möglich zu wirken, ohne daß sie einander ins Gehege kamen.

Zuerst erschien das Christentum auf dem Plan; es vollzog seinen Eintritt in Indien, als das Mughal-Reich gerade im Werden war. Die ersten Missionare, die unter der portugiesischen Flagge nach Indien kamen, waren die Jesuiten. Sie wirkten an der westlichen Küste und im Süden, und zwar überall da, wo die Portugiesen durch territoriale Eroberungen oder auch auf andere Weise politischen Einfluß gewonnen hatten. Diese Gegenden lagen weit jenseits der Grenzen des Mughal-Reiches, und die Jesuiten hinderte nichts, die bei ihnen üblichen Methoden religiöser Bekehrung anzuwenden. Natürlich wurde von Feuer und Schwert dauernd Gebrauch gemacht, und die ungewöhnlich zahlreichen Christen an der westlichen Küste und im Süden Indiens, von denen fast alle der anderwärts kaum anzutreffenden katholischen Konfession angehören, geben Zeugnis von dem Erfolg, mit dem die Jesuiten ihr Werk in die Hände nahmen. Ihre Tätigkeit war indessen auf Gegenden und Völkerstämme beschränkt geblieben, die niemals in die Umgebung indischer

oder islamischer Zivilisation gelangt waren. Die wirkliche Gefahr für Indien begann erst mit der Ankunft der protestantischen Missionare, deren Tätigkeit natürlich eine große Förderung erhielt durch das Ansehen, daß die Religion der regierenden Rasse immer bei den unterworfenen Völkern genießt. Anstelle brutaler Gewalt gebrauchten diese protestantischen Missionare eine gut organisierte Propaganda, auch machten sie freigebige Anwendung von Geldmitteln, um ihre Ziele zu fördern. Man kann nun allerdings keinerlei Einwand gegen irgend welche Art religiöser Propaganda erheben, sofern diese nur im Geiste der Ehrlichkeit und Offenheit betrieben wird. Unter ehrlicher Propaganda aber sind zwei Dinge zu verstehen: erstens, daß diese Propaganda eine lautere und wahrheitsgetreu Darstellung der Lehren gibt, die sie beim Volke einführen will und in diesen Dingen nicht zu täuschen versucht; zweitens, daß die Kritik, die ein religiöses Bekenntnis am anderen übt, vernünftig, ehrlich und gerecht bleibt. Dagegen sollte eine Religion die andere niemals schlecht machen, auch wenn sie sie aus dem Sattel zu heben versucht. Ich selbst bin in diesem Punkte zu folgender unverbrüchlicher Ueberzeugung gelangt: Wenn eine Religion im Feldzug gegen andere Religionen von den Waffen der Falschheit, Entstellung, Verleumdung und Schmähung Gebrauch macht, so halte ich diese Religion selbst für falsch, fragwürdig und ungeeignet, von irgend einem ehrlichen Manne angenommen zu werden. Ehrlich anderen Glaubensbekenntnissen gegenüber zu verfahren, ziemt natürlich in erster Linie dem Moslem. Ist es doch ein Hauptstück seines eigenen Glaubens, auch die Künder anderer religiöser Offenbarungen zu verehren nicht minder wie den Begründer des Islam. In der Tat geht der Heilige Quran aber noch weiter. Er lehrt (6:109), daß ein Moslem niemals die Gefühle der Anhänger selbst jener Religionen verletzen darf, die augenscheinliche Irrlehren sind. Anders verhält es sich leider, wie man feststellen muß, mit der ganzen, großen Literatur, die seitens christlicher Missionare verfaßt wurde, und die dem Zwecke gewidmet ist, sich mit fremden Bekenntnissen auseinander zu setzen. Darin herrscht Hohn und ärgste Verunglimpfung. Wahrlich, es gibt so leicht nichts, was an den Einrichtungen und Persönlichkeiten anderer Religionen heilig und geweiht genug wäre, um einen christlichen Missionar von Angriffen abzuhalten. Und man kann auch nicht leugnen, daß es bei Jesus und bei Paulus gewisse Aeßerungen gibt, die diesen unchristlichen Christen gleichsam die Wege bereiten. Nennt Christus die

früheren Propheten doch „Diebe und Räuber“ (Johannis 10:8), und sanktioniert Paulus doch die Lüge, sofern sie zur Verbreitung des Glaubens nötig ist. Jedenfalls hat das christliche Missionswesen in Indien ausgiebigen Gebrauch von jenen zwei Waffen der Schmähung und der lügnerischen Entstellung gemacht. Durch seine eigenen Lehren nämlich konnte das Christentum im Osten einen Erfolg nicht erringen, denn es fehlt ihm die Vernunftgrundlage. Ja seine Lehren widerstreben in vielem geradezu der menschlichen Einsicht, während es andererseits auf Seiten der Moral nichts zu bieten hat, was nicht auch die anderen Lehren enthielten. Und betrachtet man das Leben in den christlichen Ländern, so sind die dort begegnenden gesellschaftlichen Sitten gewiß nicht danach angetan, in ihnen ein Vorbild zu erblicken. Denn Trunksucht, sexuelle Ausschweifungen und Spiel, das sind noch immer die Krebschäden in den christlichen Ländern gewesen. In Dingen der Lebensführung gegen den Islam ankämpfen zu wollen, das hätte für das Christentum unter diesen Umständen nichts Geringeres bedeutet, als gegen einen Berg ankämpfen. Bei dieser Sachlage zog man es vor, sich in diesem Ringen der unlauteren Waffen zu bedienen, welche, wie gesagt, Verächtlichmachung und Entstellung heißen.

Mit diesen Waffen führte das Christentum eine ausgedehnte Propaganda durch. Aber auch damit hätte es den Erfolg nicht gehabt, den es tatsächlich zu verzeichnen hatte, wenn es nicht durch einen anderen Faktor gestärkt worden wäre, der mit ins Spiel kam: das war die Befestigung der britischen Herrschaft in Indien. Denn in ihrem Gefolge breitete sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch ein neuer Geist in der indischen Erziehung aus und zwar der Geist eines zersetzenden Skeptizismus. Vordem war das Persische die führende Sprache im öffentlichen Leben gewesen, und für das Schrifttum hatte das Arabische das selbe geleistet. Demgemäß hatte bei den Moslems das Studium des Persischen und Arabischen, bei den Hindus das des Sanskrit seit Alters die Basis für die Erziehung des Volkes gebildet. Aber unter dem neuen Regime nahm das Englische den Platz ein, den vordem das Persische, das Arabische und das Sanskrit gehabt hatten. Dies schon deshalb, weil Regierungsstellen von jetzt ab nur noch denen offen standen, die englisch konnten. Die neue Erziehungspolitik führte somit zu einem völligen Bruch mit der Vergangenheit und ihren Traditionen. In Indien wuchs seitdem eine Generation auf, die nichts mehr von der großen und glänzenden Vergangenheit des Landes wußte,

auch nichts von der alten Zivilisation und Kultur der Vorfahren. Es gab keine orientalische Idee mehr für die damalige Jugend. Vielmehr wurden die Schüler und Studierenden mit westlicher Literatur, westlicher Philosophie, westlichen Gedanken gefüttert. Die Geschichte der Griechen und Römer, Englands und des modernen Europa wurde ihnen beigebracht. Die winzigen Lehrbücher der indischen Geschichte, die sie in die Hände bekamen, waren das Werk christlicher Missionare oder britischer Offiziere. Und diese kleinen Schriften waren natürlich nicht ohne Tendenz geschrieben. Die Geschichte des Islam und der moslemischen Länder fand im Bildungsplan jener Periode überhaupt keine Stelle, und das Studium der orientalischen Literatur geriet geradezu in Vergessenheit. Die Generation, die in diesem Geiste erzogen wurde, war natürlich bereit, das Eigene zu verachten, und gewöhnt, allein nach dem Westen zu blicken als nach der Quelle alles Guten und Vortrefflichen. Die europäisierten Inder von damals nannten sich selbst die „Männer des neuen Lichts“ (Men of new light), und wie hochmütig, überhebend und eitel waren sie ob dieses „neuen Lichts“. Dabei handelte es sich in Wahrheit um einen schweren Verlust für Indien. Denn dieser Zustand bedeutete, daß der Geist der Sklaverei bis in die Herzen des indischen Volkes eingedrungen war. Das Neue allein galt von nun ab als wertvoll. Und was gut und schlecht war, entschieden die „Männer des neuen Lichts“ nicht nach irgend einem Vernunftprinzip, sondern nach dem Zufall der Herkunft. Wenn es westlicher Abstammung war, so war es gut; kam es aus dem Osten, so war es schlecht. Das stand von vornherein fest. So tief erniedrigte sich damals die Seele des Orients.

Was die Entwicklung der Naturwissenschaften und ihre Anwendung in Technik und Industrie betrifft, so war das 19. Jahrhundert freilich eine glanzvolle Periode. Und der Schimmer, der von den neuen Entdeckungen und Erfindungen ausging, machte die Augen Jung-Indiens blind, als es so ganz plötzlich in Beziehung zu diesen Errungenschaften Europas trat. Dafür war, was die Religion anbetrifft, die Einstellung des 19. Jahrhunderts höchst flach, nämlich materialistisch, skeptisch und allen Glaubensdingen grundsätzlich entgegen. Und dieser Skeptizismus behauptete sich in Indien recht leicht, da er mit westlichem Denken genährt war. —

Bengalen war die erste Provinz Indiens, die in christliche Hände fiel, und Bengalen war auch die erste, die der Gefahr des Christentums und des Skeptizismus die Stirn bot. Es war ein Bengale,

Raja Ram Mohan Roy, in dem der Widerstand sich verkörperte. Dieser Mann war auch der erste Inder, der selbst nach England ging, um sich über Europa ein Urteil zu bilden. — Was die Moslems vor Begalen betrifft, so hatten sie sich stets geweigert, irgend etwas mit den Ausländern zu tun zu bekommen. Auf diese Weise retteten sie sich zwar vor dem Ansturm neuer Ideen. Aber da sie sich so völlig abschlossen, schritten sie auch nicht mit fort, und dafür hatten sie dann zu leiden. Das Christentum empfanden sie, wie es die moslemischen Völker immer und überall getan haben, als etwas der Vernunft Widerstrebendes und deshalb Unannehmbares. Nicht ebenso wie die bengalischen Moslems dachten aber die bengalischen Hindus. Der Hinduismus, wie er im Volk verbreitet ist, bildet ein Gemisch von allerlei Aberglauben, Götzendienst und Unmoral, wobei es auch an Grausamkeiten nicht fehlt. Dieser Hinduismus fand sich den Angriffen des Christentums auf der einen, denen des Skeptizismus auf der anderen Seite ausgesetzt. Da war es ganz außer Frage, daß er erliegen und daß der intelligente Hindu das Christentum annehmen mußte. Denn an Aberglauben war er gewöhnt. So störten ihn auch die Vernunftanstände im Christentum nicht. Darüber hinaus aber hatte die westliche Kultur für ihn natürlich viel Lockendes. Doch nun zu Raja Ram Mohan Roy. Dieser Bengale studierte den Quran und verkündigte daraufhin einen neuen Glauben, den er dem Islam entlehnte. Es ist nun überhaupt eine recht bemerkenswerte Tatsache, daß alle Religionen, die seit der Offenbarung des Quran ins Leben getreten sind, ihre Lehren dem Islam entlehnt haben. Schon der Sikhismus in Punjab hatte sein Bestes aus dem Islam; nun nahm auch das Brahma Samaj, die neue religiöse Bewegung, die Raja Ram Mohan Roy entfachte, ihre Basis im Islam. Und so hat selbst die letzte dieser Bewegungen, die Bahailehre, die auch in Europa verbreitet ist, ihre sämtlichen Grundsätze dem Quran entnommen, wiewohl sie es nicht wahr haben will und behauptet, ihre Lehre neu geschaffen zu haben. Tatsächlich aber wurde das Bahai zum ersten Male von Husain Ali gepredigt. Und dieser war ein Perser, der im Islam geboren und erzogen worden war.

Raja Ram Mohan Roy nun verwarf die Veden und die übrigen Hindu-Schriften, verbot den Götzendienst, lehrte den Glauben an einen Gott und verkündete vor allem, daß die Begründer aller Religionen, in welchem Zeitalter oder Land sie auch erschienen sein mochten, gleichmäßig verehrt werden sollten. Interessant ist auch

die Tatsache, daß die erste Biographie des Heiligen Propheten Muhammad, die in volkstümlichem Stil für junge Leute und für die ungebildete Menge im Urdu-Idiom verfaßt worden ist, das Werk eines Brahmo-Samajisten war. Diese Biographie ist in wenigen Jahren wiederholt aufgelegt worden.

Aber das Brahmo Samaj drang doch niemals bis zur breiten Masse des Hinduvolkes hindurch. Und das hatte seine Gründe. Denn wenn etwas die Religion mit Autorität umgibt, so ist es der Umstand, daß sie als Offenbarung Gottes auftritt. Das Brahmo Samaj aber leugnete, trotz aller Ehrfurcht, die es für die großen Religionsstifter sämtlicher Bekenntnisse forderte, jede Offenbarung. Und eben so wenig wies es einen Weg für die moralische und geistige Leitung der Individuen. Da es ihm an diesen beiden lebensnotwendigen Bestandteilen einer Religion gebrach, so konnte das Brahmo Samaj sich nicht zu einer wirklichen Religion entfalten. Es konnte besten Falls eine Vereinigung von Männern mit liberalen Ansichten und weitgehender Seelenverwandtschaft darstellen, von Männern übrigens, die zwar fähig waren, mit der Zeit mitzugehen, aber nicht, den Zeiten die Wege zu weisen. Einem Späteren, Swami Dayanand, blieb es vorbehalten, das Element der Begeisterung in den Mittelpunkt einer religiösen Bewegung zu rücken; und an allen warmen Gefühlen hatte es im Brahmo Samaj allerdings vollkommen gemangelt. Swami Dayanand nannte die Lehre, die er seinerseits begründete, „Arya Samaj“. Es war sein ausgesprochenes Ziel, die einfache, alte, arische Religion aus dem Zeitalter der Veden wieder aufleben zu lassen. Anstelle des von Göttern dicht bevölkerten Hindu-Pantheismus lehrte er den Glauben an einen Gott und schwor den Götzendienst ab. Er bemühte sich auch, die alte Hindu-Sitte des Nyoga wieder neu zu beleben. Mit dieser hatte es folgende Bewandnis: Nach dem Hindu-Glauben ist es für das Heil eines Mannes notwendig, männliche Kinder zu hinterlassen. Jeder Hindu muß den Seelen der Toten bis zur siebenten Generation Opfer darbringen. Und zwar dürfen diese Opfer nur männliche Personen vollziehen. Die Frauen spielen für den Ritus keine Rolle und haben keine Funktion innerhalb der Hindu-Religion. Ohne die Opfergaben männlicher Enkel aber sind die Seelen der Vorfahren männlichen Geschlechts bis ins siebente Glied beständigen Qualen ausgesetzt. Um solches Unheil zu verhüten, hat die Hindu-Gesellschaft die Einrichtung der Adoption eingeführt. Aber Daya Nand, der Begründer des Arya Samaj, bemühte sich, ein anderes Heilmittel wieder aufleben zu lassen, das im

alten Indien angewandt wurde: eben die Nyoga-Sitte. Diese bestand in folgendem. Wenn es sich erwies, daß ein Mann unfähig war, mit seiner Frau Söhne zu zeugen, so war die Gattin durch jene Sitte legitimiert, einen anderen Mann aufzusuchen und sich ihm hinzugeben, um Kinder für ihren Gatten von ihm zu empfangen. Es wird sogar als noch tugendhafter angesehen, wenn der Gatte selbst seine Frau bittet, diesen Schritt zu tun. So gab Daya Nand dem Ehebruch also eine kaum noch beschränkte Sanktionierung, und er gewährte dem Manne eine so gut wie völlige Freiheit auf erotischem Gebiete. Es ist aber klar, daß Daya Nand die Hindus durch solche, jede Sitte sprengende Ausschweifungen nicht zum Widerstand gegen andere Religionen zusammenfassen konnte. Diesem Zwecke versuchte er also dadurch zu dienen, daß er ein Evangelium des Hasses gegen alle anderen Bekenntnisse predigte. Indien gehöre, so sagte er, den Hindus, und beide, Moslems und Christen, seien gleicherweise unbodenständige Ausländer. Das 14. Kapitel seines Buches „Sattyarath Parakasch“, das die Bibel des Arya Samaj ist, bildet einen einzigen großen Haßgesang. Moses, Iesus, Muhammad, Nanak (der Begründer des Sikhismus), alle erhalten in jenem Kapitel ihren Anteil an seinen Schmähungen. Er lehrt, daß Gott zu Beginn der Menschheitsgeschichte die Veden verkündet habe und zwar für alle Zeiten. Niemals aber habe Gott seinen Willen einem anderen Volke offenbart als dem indischen. (Ja, für den orthodoxen Hindu gibt es außerhalb Indiens gar nichts anderes). So sind seiner Meinung nach auch Bibel, Quran und alle andere heiligen Schriften falsch. Deshalb reißt er sie in jenem berüchtigten Kapitel alle in Stücke. Er bespöttelt den heiligen Nanak, weil er den Hinduismus kritisiere und kein Sanskrit verstehe. Seinerseits aber wagt es Daya Nand, den Quran zu kritisieren, obwohl er kein Wort Arabisch kann. Kurz, um seinen Zweck zu erreichen, wendet er sich an die niedrigsten Leidenschaften seiner Mitgläubigen und hat einen Sturm entfesselt, der auch heute noch keineswegs abgeebbt ist. Dank dem Geiste des Hasses, den Daya Nand seinen Anhängern einhauchte, ist Indien heute in Zwiespalt und Uneinigkeit zerrissen, dank der Tätigkeit der Arya-Samajisten badet Mutter Indien im Blute ihrer eigenen Kinder. In religiöser Hinsicht bedeutet Daya Nand absolut keinen Zuwachs an neuen Ideen. Ja selbst seine Kritik des Islam ist christlichen Missionaren entlehnt. Sein eigen ist nur die Bösartigkeit und das Gift, das er dieser Kritik hinzufügte.

Die dritte Reformbewegung, die sich aus den Abwehrbestrebungen Indiens gegen Europa ergab, ging direkt aus dem Lager der Moslems hervor. Sie knüpft sich an den Namen und die Führerschaft von Sir Syed Ahmad Khan, welcher der Begründer des berühmten M. A.-O. Colleges in Aligarh ist. Zur Zeit besteht dieses College als moslemische Universität fort. — Seit Jahrhunderten waren die Moslems Herren in Indien gewesen, bis die Engländer kamen und sie aus ihrer Macht vertrieben. Die unterworfenen Völker lieben die Eroberer ihrer Länder natürlich nicht, und so ergab es sich von selbst, daß die Moslems jede Beziehung zu den Engländern und ihren Einrichtungen mieden. Um einen weltberühmt gewordenen Ausdruck Mahatama Gandhis zu gebrauchen, es fand eine stille, eine ungewalttätige Verweigerung der Zusammenarbeit den Engländern gegenüber statt.*) Das weitblickende Auge Sir Syed Ahmads

*) Dies war die zweite Bewegung ihrer Art. Von der ersten haben wir schon gesprochen. Sie begab sich in Bengalen damals als die Moslems jener Provinz sich weigerten, ihre Kinder in die englische Schule nach Calcutta zu senden. Die Moslems von Bengalen aber haben den Verlust nie wieder ausgleichen können, den sie damals durch ihre Torheit erlitten. Der große Aufstand von 1857 war eine gemeinsame Aktion von Hindus und Moslems. Aber nachdem der Aufstand unterdrückt war, verhielten sich die Moslems noch lange Zeit abweisend, während die Hindus sich sogleich unterwarfen und begannen, mit den Engländern zusammen zu arbeiten. Die dritte Periode der Verweigerung der Zusammenarbeit gegenüber den Engländern fällt in das Jahr 1920. Die Bewegung stand damals unter der Leitung Mahatama Gandhis, und es schien diesmal tatsächlich ein Einvernehmen zwischen Moslems und Hindus über ganz Indien hin zustande gekommen. Aber die Gemeinschaft der Aktion war nur eine scheinbare. Und in Wahrheit gab es noch nie eine Zeit, wo die Hindus wirklich zu ihren Erklärungen betreffend die Verweigerung der Zusammenarbeit gestanden hätten. Sechs Jahre sind seit dieser Episode dahingegangen. Mit Ausnahme Mahatama Gandhis gibt es unter den zweihundertvierzig Millionen Hindus heute nicht einen, der nicht öffentlich der Idee des Nichtzusammenarbeitens abgeschworen hätte, und wir stehen damit allerdings vor dem Bilde einer Nation, die ihre Treue und Ehre von sich geworfen hat. Nur die Moslems halten sich noch immer an das Gelöbnis der Verweigerung, und sie richten sich auch im täglichen Leben danach. Das Resultat ihrer einseitigen Treue aber ist, daß sie inzwischen fast alles verloren haben, was sie in den letzten fünfzig Jahren gewannen. „Ja, wir haben viel verloren“, sagt sich angesichts solcher Ereignisse mancher moslemische Jüngling, „aber wir haben der Welt doch gezeigt, daß wir noch einen Charakter besitzen und unser Wort halten.“ Jener Jüngling hat durchaus Recht. Allein währenddessen ist das Leben in Indien immer unerträglicher für die Moslems geworden. Die Hindus planen fast täglich neue Verstöße gegen die moslemische Bevölkerung. Eines Tages greifen sie die Nichtsahnenden an, rauben, plündern und metzeln nieder, was sie können, und Hilfe gibt es nicht, denn Polizei und Gerichtsbarkeit, überhaupt alle Einrichtungen zur Wahrung des inneren Friedens, sind tatsächlich inzwischen zusammen mit der ganzen übrigen Regierung in die Hand der Hindus übergegangen. Das geschah, während die Moslems sich treu und aufrichtig zum nationalen Ueberkommen hielten und jeder öffentlichen Mitarbeit fern blieben.

sah die ernste Gefahr, in welche die Moslems Indiens durch ihre Ablehnung aller westlichen Zivilisation gerieten. Er erkannte, daß, wenn sie nicht moderne Bildung annähmen, sie als Rasse im intellektuellen, politischen und ökonomischen Tageskampfe sehr rasch ins Hintertreffen geraten mußten. Nachdem er die Verzagtheit von sich geworfen hatte, die nach dem Zusammenbruch der Aufstandsbewegung über ihn gekommen war, warf er sich ganz in die neue Bildungsarbeit und führte eine einheitliche Propaganda der Länge und Breite nach durch das Land. Seine Mühen wurden von Erfolg gekrönt. Hunderte von Schulen und zwei große Colleges entstanden. Tatsächlich kann man den großen Syed im wörtlichen Sinne als den Erbauer sämtlicher moslemischer Erziehungsanstalten Indiens betrachten. Aber Sir Syed Ahmad Khan war doch nicht stark genug, den Neigungen der Zeit hinlänglich zu widerstehen, und sein Horizont war allzusehr auf die Tagesbedürfnisse eingeschränkt; er ließ darüber das große und hohe Ideal einer stolzen und selbstbewußten Nation außer Acht, das allein das Fundament seines Baues hätte abgeben können. Ja, die flüchtigen politischen und ökonomischen Augenblicksforderungen nahmen seine Aufmerksamkeit so völlig in Anspruch, daß jenes höhere Ideal ihm niemals aufging. Er war ein tüchtiger Politiker, der mit beharrlichem Ernst die Einzelfragen in Angriff nahm, aber nicht ein Philosoph, dessen Denken große Zeitperioden umspannte. Den Vorteil der Gewinnung von Regierungsstellungen wies er dem jungen Volk als höchstes Ziel. Aber die wahre Aufgabe eines Führers hätte darin bestanden, den Moslems, die so tief gefallen waren, den Weg zu zeigen, wie sie noch einmal zu ihrer verlorenen Größe emporklimmen könnten.

Es ist von Vorteil, an diesem Punkte unserer Untersuchung einen kurzen Rückblick auf die Geschichte Indiens einzuschalten und einmal die Ursachen des Sturzes der moslemischen Herrschaft in Indien zu prüfen. Denn jeder, der es unterläßt, sich über diese Ursachen Rechenschaft abzulegen, und versucht, die Zukunft Indiens nur auf empirischer Linie aufzubauen, wird in seinem Unternehmen notwendig scheitern. Europäische Geschichtsschreiber haben den Sturz des Mughal-Reiches stets der Härte zugeschrieben, die der Kaiser Aurangzeb gegen die Hindus anwandte. Nun, der Verfasser dieser Zeilen, der Tränen der Angst, und keine nur bildlichen, über die gegenwärtige, beklagenswerte Lage Indiens vergossen hat, darf von sich bekennen, er hätte gewünscht, daß Aurangzeb in Wirklich-

keit auch nur den hundertsten Teil von dem Schrecklichen getan hätte, dessen er angeklagt wird. Indien würde dann heute ein viel glücklicheres Land sein! Die europäische Ansicht in diesem Punkte ist nämlich wissenschaftlich gänzlich unhaltbar. Und die Forschung im Lande Indien selbst hat den Sachverhalt neuerdings nach ganz anderer Richtung hin aufgeklärt. Ja, ich meinerseits darf beanspruchen, einer derjenigen zu sein, die den ersten Anstoß zu einem Wandel der Anschauungen gegeben haben. In Indien ist man heute der Meinung, die wahre Ursache für den Untergang des Mughal-Reiches kann nicht bei Aurangzeb gesucht werden, sondern sie ist in der Verwaltung Akbars zu erblicken, ungeachtet ihn die europäischen Historiker den Großen nennen. Nächst ihm sind seine direkten Nachfolger verantwortlich, die als fremdstämmige Cäsaren das Zepter führten, sich jedoch das Ansehen gaben, als angestammte Könige zu herrschen. Dagegen war Aurangzeb, dem die europäischen Gelehrten die Schuld in die Schuhe schieben, in Wahrheit der Größte unter den Mughals und jedenfalls der fähigste und tapferste Kaiser, den die Geschichte Indiens aufweist. Er ist auch der Einzige, den man einen erleuchteten Meister der Staatskunst nennen kann. Aurangzeb war ein Heiliger, er war der unbestrittene Herr über die Einkünfte eines Riesenreiches, aber für seine persönlichen Bedürfnisse beschränkte er sich auf die Einnahmen, die er aus seiner Schreibekunst gewann. Mit Aurangzeb erlosch die Tüchtigkeit der Rasse. Es scheint, als hätte sich die Willenskraft des ganzen Geschlechts Timur, das vordem so viele tapfere Prinzen und kühne Führer hervorgebracht hatte, in diesem Manne erschöpft. Schon ein flüchtiger Blick auf die Portraits jener, die den großen Mughals auf dem Thron folgten, genügt, um zu erkennen, was für ärmliche, weiche Männer sie waren, geeignet allenfalls, in Klöstern zu sitzen und Rosenkranzkügelchen zu zählen oder Kinder in den Schulen zu lehren, aber nicht, ein Reich zu beherrschen. Es ist nun einmal der Lauf der Welt, daß auch die edelsten Familien, ja gerade diese, mit der Zeit degenerieren. Das Hinschwinden des Geschlechts Timur nach Aurangzebs Tode war also ein Prozeß von unvermeidlicher biologischer Notwendigkeit, aus dem man niemandem einen Vorwurf machen kann.

Mein eigenes Studium der indischen Geschichte aber hat mich auf eine gänzlich abweichende, viel weitschichtigere Erklärung der Tatsachen geführt, und ich weiß nicht, ob mein Gedankengang von irgend einem anderen Beurteiler geteilt wird. Wenigstens las ich ihn

noch nirgends und fand ihn noch in keinem Buche vertreten. Meiner Meinung nach aber ist die wirkliche und letzte Ursache, die den Untergang der moslemischen Herrschaft in Indien herbeiführte und die Eroberung jenes Landes durch England möglich machte, die, daß die moslemischen Völker Indiens den Sinn für Gemeinschaft und Einigkeit verloren hatten. Gewiß, die Mughal-Herrschaft war ihrem Charakter nach despotisch gewesen. Und hier ruht allerdings ein Teil der Schuld. Denn der Despotismus ist die schwächste Form staatlicher Organisation. Ihn lebensfähig zu erhalten, ist nur möglich, wenn man darauf Bedacht nimmt, daß immer wieder frisches Blut durch die Adern der Führenden rinnt, d. h. wenn man für einen rechtzeitigen Wechsel der Dynastien Sorge trägt. Daß das moslemische Indien die Dynastie der Mughals, auch als sie zu degenerieren begann, nicht durch eine neue ersetzen konnte, das nun sehe ich als einen klaren Beweis an für den Niedergang des ganzen Volkes. Und hierin lag dann auch die Ursache für alles weitere Verderben. Von der Verkommenheit des ganzen Volkes aber gab es, sagen wir es offen, noch andere und weit schmerzlichere Beweise. So ist es bezeichnend, daß sich moslemische Soldaten fanden, die unter englischer Flagge gegen ihre moslemischen Brüder kämpften. Ja, es ist schon in allem Ernste behauptet worden, daß Indien recht eigentlich von Indern mit indischem Gelde für England erobert wurde. Die englische Eroberung würde dagegen glatt gescheitert und ganz und gar unmöglich geworden sein, wenn die Moslems ihren Sinn für Einigkeit bewahrt hätten. Und was bindet ein Volk zur Einheit? Wenn es etwas gibt, was die losen Stämme eines Volkes zu einer Nation verfestigt, so ist es das Bewußtsein eines gemeinsamen Ideals. Die bindende Kraft dieses Ideals manifestiert sich alsbald auch im Bewußtsein gemeinsamen Schicksals, gemeinsamen Willens und gemeinsamen Weges bei Sturm und Sonnenschein. Der Despotismus der Mughal-Herrscher war freilich, wie jeder Despotismus, unfähig gewesen, den Sinn für Einheit auszubilden, ja ihn auch nur zu dulden; damit aber haben diese Herrscher ihren eigenen, sie haben aber auch den Untergang des ganzen damaligen Reiches in die Wege geleitet. So viel steht jedenfalls auch heute noch fest: Die indischen Moslems werden nie wieder ein großes Volk werden, wenn sie nicht lernen, daß sie eine einzige Schicksalsgemeinschaft sind, die zusammen steht und fällt. Dafür das Verständnis bei ihnen zu wecken, dies wäre das Werk gewesen, daß im 19. Jahrhundert der Führer zu leisten hatte. Und dies bleibt auch heute

noch die große Aufgabe für einen Führer der Moslems in Indien. Wir bedürfen dort noch immer eines Mannes, der das Volk zu der Einsicht bekehrt, daß Wohl und Wehe, Heil und Untergang des Einzelnen aufs Engste verknüpft, ja identisch ist mit dem Schicksal des Volkes als Gemeinschaft. Die indischen Moslems müssen wissen, daß sie Glieder eines Körpers sind, daß sie einen Organismus bilden, der als Ganzes steht und fällt. Vor allem aber müßte der ideale Führer beim Volke den Sinn für Stolz, er müßte Selbstachtung und Selbstvertrauen wieder anfachen, und dies sowohl beim Einzelnen wie bei der Gesamtheit. Denn Stolz, Selbstachtung und Selbstvertrauen sind die notwendigsten Grundlagen für ein starkes Nationalgefühl.

Nun war Sir Syed Ahmad Khan unter den prominenten Persönlichkeiten Indiens allerdings die letzte, die fähig gewesen wäre, auch nur einige dieser Aufgaben der Verwirklichung entgegen zu führen. Denn bedauernswerter Weise benutzte er seine Autorität eher dazu, eine sklavische Sinnesrichtung im Volke groß zu ziehen. Ihm war die Heimat aller Vortrefflichkeit der Westen, und westliches Denken schien ihm das einzig Erstrebenswerte. Auf sein Betreiben hin wurde Aligarh das Zentrum für die Ausbreitung der westlichen Kultur in Indien. Seine blinde und allzu unbedingte Ergebenheit gegenüber dem Westen öffnete alsbald auch dem Skeptizismus Tür und Tor. Von diesem Sturm wurde er selbst eines Tages hinweggeweht. Denn zweifellos kämpfte er hart gegen die neue, skeptische Richtung. Aber er selbst hatte die Drachenzähne gesät und sah nun kein Mittel, das Heer von Teufeln zu bannen, das neuerdings zum Vorschein kam. Seine Freunde hatten ihn vor den Folgen seiner blinden Bewunderung Europas gewarnt. Laß die Knaben moderne Wissenschaften lernen, sagten sie, aber vergiß darüber nicht, sie auch zu den östlichen Denkgewohnheiten anzuhalten, und versäume nicht, ihnen die Kost der östlichen Literaturen vorzusetzen! Aber Sir Syed lehnte jede derartige Einrede ab. Als er dann selbst die Gefahr erkannte, war es zu spät, und er fühlte sich machtlos, ihr zu begegnen.

Ein Wandel in der religiösen Anschauungsweise war bei den Moslems gewiß nötig. Die Dinge konnten so nicht weiter laufen, wie sie gegangen waren. Anderthalb Jahrhunderte der Anarchie und des Blutvergießens hatten das geistige Leben des Landes erstickt. Heraufgekommen war eine Periode entsetzlichster geistiger Unfruchtbarkeit. Diese Unfruchtbarkeit verband sich mit einer Unwissenheit,

die erschreckend nach allen Richtungen des Landes hin um sich griff. Beides konnte nur zu einem Ergebnis führen: dem absoluten Aberglauben. Gewiß standen hier und da Männer auf, die versuchten, diesen Zustand der Dinge zu ändern. Aber Gewalttätigkeit, Verwahrlosung und politische Anarchie hatten das Uebergewicht. Unter diesen Umständen war auch der Aberglaube nicht zu beheben. Leider ist es keine Uebertreibung, wenn man behauptet: das Indien des 19. Jahrhunderts glich dem Europa des späten Mittelalters in jeder Beziehung. Die Gelehrten, die das Volk zu besseren Dingen hätten erwecken können, wurden das Opfer ihrer unlauteren Begierden und ermutigten den Aberglauben zu höchster Dreistigkeit. Da waren die sogenannten Maulvis, Scharlatane und scheinheilige Schwindler, welche die Unwissenheit der Massen und den Niedergang des Forschens für sich ausnutzten. Sie gerieten mit den Männern des neuen Lichts in Konflikt. Die letzteren weigerten sich, die Autorität jener unwissenden Frömmler anzuerkennen, die sich ihrerseits sehr hart in ihrem Stolz und auch in ihren Einkünften getroffen fühlten. Als sie sahen, daß die Autorität ihren Händen zu entweichen drohte, erklärten sie den Männern des neuen Lichtes offen den Krieg und nannten Sir Syed Ahmad Khan, der an der Spitze der Aufklärungsbewegung stand, „Kafir“; dieser Ausdruck bezeichnet jemanden, der außerhalb der Gemarkung des Islam steht. Der Kampf, der entbrannte, war ein sehr heftiger. Blinder, unwissender Fanatismus auf der einen Seite und erkenntnishungeriges Studium auf der anderen: da scheint es zunächst gar nicht zweifelhaft, wohin unsere Sympathien gehören. Und doch hatten jene eifernden Fanatiker nicht so Unrecht. Denn wenn man die Situation im Lichte der nun folgenden Ereignisse beurteilt, so muß man zwar zugeben, daß jene Schwärmer sich der Uebertreibung schuldig machten, was sicher von Uebel war. Aber mehr als Uebertreibung ist ihnen nicht vorzuwerfen. Denn gewiß, Sir Syed Ahmad Khan und seine Anhänger waren nicht Heiden geworden, wie man ihnen nachsagte. Sie waren sogar sicherlich bessere Moslems als ihre Gegner. Aber die Haltung, die Sir Syed Ahmad den Glaubensdingen gegenüber einnahm, war derartig, daß sie nur zur Gleichgültigkeit führen konnte, und diese ist im praktischen Leben schwer vom Atheismus zu unterscheiden.

Sir Syed hatte zweifellos Kenntnis von den intellektuellen und religiösen Strömungen, die sich damals im Lande ausbreiteten. Und er war sich auch ihrer wahrscheinlichen Einwirkungen auf das religiöse Leben der Moslems bewußt. Zudem hatte er vortreffliche

Absichten und war aufrichtig in allen seinen Bemühungen. Aber sein eigenes Wesen hinderte ihn, Remedur zu schaffen. Denn er war zwar ein gelehrter Mann, doch er hatte keine innere Erleuchtung. Die persönliche religiöse Erfahrung fehlte ihm nämlich, welche die einzig wahre Grundlage der Gläubigkeit ist. Da es ihm aber daran mangelte, so versuchte er, den Aberglauben zu bekämpfen, indem er ihn durch etwas wie einen anderen Aberglauben ersetzte. Denn von der Idee der Ueberlegenheit des Westens war er derart fasziniert, daß ihm diese Vorstellung geradezu zu einer Art Anfechtung wurde. Und demgemäß ging er mit allem Eifer daran, die Religion im Lichte der westlichen Philosophie und Wissenschaft zu deuten. Er tat dies, obgleich er selbst keine westliche Philosophie und keine moderne Wissenschaft kannte, auch keine europäische Sprache verstand. Alles, was er von diesen Dingen wußte, hatte er aus den Gesprächen seiner Freunde entnommen, allenfalls auch aus den Kritiken seiner islamfeindlichen Gegner. Im 19. Jahrhundert war nun ein beliebter Gegenstand für die gelehrten Kontroversen in Europa das Wechselverhältnis zwischen Religion und Wissenschaft. Man sprach und schrieb viel über den Konflikt zwischen Religion und Erkenntnis, sowie über ähnliche Themen. Das Fieber dieser Auseinandersetzungen hatte sich bis nach Indien verbreitet, und es gab wenige, die sich davon ganz frei hielten. Dabei entging es den indischen Glaubensstreitern vollständig, daß mit der Religion im Westen doch nur das Christentum gemeint sein konnte, und daß zwischen Wissenschaft und Christentum tatsächlich ein Uebereinkommen unmöglich ist, während im Islam der Fall ganz anders liegt. Denn der Islam hat Wissenschaft und Philosophie ermutigt, solange er auf der Höhe seiner Macht war, und er erlahmte in seinen Bemühungen um die Wissenschaft erst, als es mit seiner politischen Macht abwärts ging. Das Christentum dagegen ächtete und unterdrückte jede geistige Regung in den Zeiten seiner Macht, und die Wissenschaft begann in Europa erst Fortschritte zu machen, als das Christentum in seiner Herrschaft wankte. Auch Sir Syed versuchte, wie ich schon sagte, die Religion durch das Licht der Wissenschaft zu ersetzen, ungeachtet er diese Wissenschaft garnicht kannte. Seine Schriften enthalten jedenfalls keine echte religiöse Ueberzeugung. Die Religion, die er dem Volke vorsetzte, war eine Art intellektueller Gottesverehrung. In ihrer Wirkung unterschied sich diese kaum vom Brahma-Samaj, von dem vorhin die Rede war. So muß unser Urteil über diesen bedeutenden Mann doch dabei stehen

bleiben: Wäre es auch undankbar, die großen Verdienste leugnen zu wollen, die Sir Syed der islamischen Sache in Indien geleistet hat, so war er doch ungeeignet für das Werk einer religiösen Erneuerung, und was er in dieser Hinsicht unternommen hat, ist bereits abgestorben, es bietet nur noch ein historisches Interesse.

Danach war die religiöse Lage Indiens in der Mitte des 19. Jahrhunderts also folgende: Bösartige und unaufhörliche Angriffe wurden vom Christentum und vom Arya-Samaj gegen den Islam geschleudert; ein sehr beträchtlicher Teil der Moslems Indiens lebte in Unwissenheit und tiefstem Aberglauben; man hatte sich sehr weit vom wahren Islam entfernt; diejenigen, die moderne Bildung besaßen und freier zu denken vermochten, waren zu Skeptikern geworden und hatten sich in eine geistige Sklaverei und Abhängigkeit gegenüber dem Westen begeben, wie sie schlimmer nicht gedacht werden kann. Die Aufgabe, die aus solchen Zuständen erwuchs, schien in ihrer Riesengröße beinahe unlösbar. Sie verlangte nicht einen, sie forderte einen ganzen Verband von Reformatoren, deren jeder einen besonderen Zweig hätte bearbeiten können. Und dennoch gab es einen Mann, der keineswegs abgeschreckt war von allen diesen Schwierigkeiten, sondern er nahm mutig die ganze Last allein auf seine Schultern. Er begab sich ungesäumt an die Arbeit. Dieser Mann war Mirza Ghulam Ahmad.

III.

KURZE SKIZZE VOM LEBEN DES STIFTERS DER AHMADIA.

Mirza Ghulam Ahmad wurde 1839 in Qadian geboren, das ungefähr 70 Meilen von Lahore liegt. Er stammte aus einer alten, vornehmen Familie. Die ursprüngliche Heimat dieser Familie war Khurasan, eine Provinz Persiens, in der seine Vorfahren ausgedehnte Besitztümer und hohe Würden inne hatten. Ein Glied der Familie, Mirza Hadi Beg, löste sich aus dem Familienverband und wanderte mit einem Gefolge von zweihundert Mann im Jahre 1530 nach Indien aus, wo damals der erste Mughal-Kaiser, Babar, herrschte. Der Kaiser belehnte ihn mit ausgedehntem Grundbesitz und mit

dem Anrecht, das Amt eines Kadi (Qadi) oder Richters auszuüben. Von diesem Umstand rührt es her, daß das Dorf, das von den Emigranten gegründet wurde, und dem man den Namen Islampur gegeben hatte, mit der Zeit Islampur Qadian genannt wurde, welcher Name schließlich in das bloße „Qadian“ zusammenschmolz. Während der Anarchie, die auf den Zusammenbruch des Mughal-Reiches folgte, wurde der Besitz, der nur etwa fünfundachtzig Dörfer umfaßte, zu einem unabhängigen Kleinstaat. In jenen rauhen Zeiten bildete der Hof der Mirzas eine Zufluchtsstätte, wo so mancher gelehrte Mann freundliche Aufnahme und Sicherheit fand. Aber schließlich unterlag das kleine Gemeinwesen den fortwährenden Angriffen der Sikhs, und obgleich Qadian selbst, das ein befestigter Platz war, lange Zeit Stand hielt, wurde es doch eines Tages von den Sikhs erobert. Diese verschafften sich unter falschen Vorspiegelungen den Eintritt, und das damalige Oberhaupt des Platzes, Mirza Ata Muhammad, der Großvater von Mirza Ghulam Ahmad, geriet mit seiner ganzen Familie in Gefangenschaft. Ihre Häuser und Moscheen wurden zerstört, ihre Bibliothek wurde niedergebrannt. Die Familie blieb lange Zeit gefangen, bis in den letzten Jahren der Regierung Randjit Singhs (Singh starb 1839, in welchem Jahre Mirza Ghulam Ahmad geboren wurde) ein Umschwung eintrat. Der Vater unseres Helden, Mirza Ghulam Murtaza, erhielt fünf Dörfer von dem Sikh-Herrscher zurück, und die Familie bekam die Erlaubnis, in die angestammte Heimat zurückzukehren. Mirza Ghulam Ahmad bezieht sich in einer seiner Schriften auf diese Begebenheit, wo es heißt: „Zur Zeit meiner Geburt hatten sich die Tage des Elendes für die Familie in solche verhältnismäßigen Wohlergehens gewandelt, und es ist eine Gnade Gottes, daß ich in den Kümernissen der Tage des Elends nicht zugegen war, aber ich erbe auch nicht die Größe und das Ansehen meiner Vorväter“. Allgemein interessierende Einzelheiten über die Familie sind zu finden in Sir Lepel Griffin's „Punjab Chiefs“.

Mirza wurde zuhaus erzogen. So wollte es damals die Sitte bei vornehmen Familien. Als er sechs Jahre alt war, wurde ein Lehrer engagiert, der ihn den Heiligen Quran und die persische Sprache lehrte. Im zehnten Lebensjahre studierte er mit einem anderen Lehrer einige Werke über arabische Grammatik. Ein dritter Lehrer wurde angenommen, als er siebzehn Jahre alt war. Mit ihm trieb er arabische Syntax, Literatur und Logik. Medizin studierte er mit seinem Vater, der selbst ein Arzt von Ruf war. Tatsächlich hielt

der Ort Qadian den Ruhm einer Pflanzstätte medizinischer Gelehrsamkeit bis zum Jahre 1914 aufrecht. Von seiner frühesten Jugend an war Mirza Ghulam Ahmad nahezu ausschließlich an das Studium hingegeben. Den größten Teil seiner Zeit verlebte er in Zurückgezogenheit mit seinen Büchern. Aber sein Vater hatte für ihn andere Ziele vor Augen. Als die Sikh-Macht erschüttert war, und Punjab den britischen Dominions einverleibt wurde, machte Mirza Ghulam Murtaza Versuche, den alten Grundbesitz wieder zu erhalten, der Jahrhunderte lang in den Händen der Familie gewesen war. Er sparte zu diesem Ziele keine Ausgaben und keine Arbeiten, aber all seine Anstrengungen blieben fruchtlos. Die Enttäuschungen und Qualen seines Vaters angesichts der Vergeblichkeit dieser Bemühungen hinterließen einen tiefen Eindruck in der Seele des Sohnes und gaben seinem Leben eine neue Wendung. Der Vater wünschte, daß er seine Bücher nun liegen ließe, aus seiner Zurückgezogenheit herausträte und Hilfe leistete, um das zerrütete Vermögen der Familie wieder aufzubauen. Aber das Gemüt des jungen Mirza zog ihn zu ganz anderen Dingen hin. In unbestrittenem Gehorsam für seines Vaters Wünsche tat er, was man ihm auftrug. Aber den Gerichtssitzungen beizuwohnen, bei offiziellen Gelegenheiten an Fest und Tanz teilzunehmen und sich im Hin und Her der Tagesgeschäfte, die ihm keineswegs wirklich wertvoll erschienen, aufzureiben, das war gegen seine Natur. Für solche Charaktere, wie es Mirza war, sind reine Geschäfts- und Geldangelegenheiten immer höchst peinlich, und die Unfähigkeit zu diesen Dingen des praktischen Lebens zog sich wie ein roter Faden durch sein ganzes Dasein. Da sein Vater fand, daß seine Existenz zuhause ohne Aussichten sei, schickte er ihn nach Sialkot, einer Stadt in Punjab, ziemlich weit entfernt von seiner Heimat. Er sollte dort eine Stelle in einem Regierungsamt antreten. Dies geschah im Jahre 1864, als Mirza fünfundzwanzig Jahre alt war. Auch hier, an seinem neuen Aufenthalt, mischte er sich wenig unter das Volk. Wenn das Tagewerk beendet war, pflegte er sofort auf sein Zimmer zu gehen, sich in die Einsamkeit zu versenken und sich in Bücher zu vergraben. Aber ein wertvoller Mensch wird und kann sich nicht verbergen, und nach kurzer Zeit finden wir ihn sogar in seiner Einsamkeit von einem kleinen Kreis gleichgesinnter Geister umgeben, denen er religiöse Wahrheiten mit einer für einen Jüngling seines Alters ungewöhnlichen Beherrschung der Sprache und Klarheit darlegt.

Vier Jahre verbrachte er in Sialkot. Sein Sinn war freilich auch jetzt nicht auf den mechanischen Ablauf dienstlicher Obliegenheiten gerichtet. Sein Vater fand, daß er auch auf seinem jetzigen Posten nicht die erwarteten Fortschritte machte. So rief er ihn im Jahre 1868 wieder zu sich zurück. Heimgekehrt, gab er sich ganz dem Studium und der religiösen Betrachtung hin. Zweifellos nahmen häusliche Pflichten und landwirtschaftliche Obliegenheiten seine Aufmerksamkeit auch in Anspruch. Aber den Hauptteil seiner Zeit widmete er dem kritischen Studium des Heiligen Quran und seinen Commentaren, sowie den Aussprüchen des Heiligen Propheten Muhammad. Unausgesetztes Studium, Gebet und Betrachtung bereiteten ihn endlich für das große Werk vor, das ihm zubestimmt war. Es scheint, daß die Natur in seine Brust den Stoff zu einem Vulkan gesenkt hatte, und dieser sollte in einer späteren Phase seines Lebens mit überwältigender Kraft zum Ausbruch kommen. Vorerst aber sann er selbst ganz anderen Dingen nach. Wir können das aus einem Briefe ersehen, den er seinem Vater als Entschuldigung für seine Rückständigkeit in weltlichen Angelegenheiten schrieb. „In aller Liebe und Ehrfurcht“ teilt er ihm mit: „Es ist meines Herzens Wunsch, daß ich den Rest meiner Tage im Zustand der Einsamkeit verbringe, mich fern halte von der Gesellschaft der Menschen und nur in der Liebe zu Ihm lebe, dem Einzigen Reinen“. Hatte er schon in der Maienblüte des Lebens sich ganz in sich zurück gezogen, so verzichtete er jetzt auf jeden Wunsch weltlicher Vorwärtskommens. Er schrieb und verfaßte Gedichte, in welchen er seine Seele ausströmte in Liebe zu Gott und zum Propheten Muhammad. Er studierte emsig und verinnerlichte sich. Hinsichtlich seiner religiösen Uebungen ist ein Umstand bemerkenswert. Mirza gehörte keinem Sufi- oder Mystiker-Orden an, er befolgte keine jener asketischen Uebungen der Selbstabtötung, die bei verschiedenen dieser Orden vorgeschrieben sind. Und diese Uebungen sind allerdings vom geistigen wie vom körperlichen Standpunkt aus als höchst ungesund zu bezeichnen. Um den Sufis aber Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man anerkennen, daß ihre Uebungen doch weit weniger monströs waren, als die, welchen man zuweilen in der christlichen Kirche begegnete. Trotzdem hielt sich Mirza alledem mit Recht fern. Dagegen bestanden seine nie aussetzenden Andachtsübungen im einsamen Studium des Heiligen Quran.

Das Jahr 1880 brachte die Veröffentlichung der ersten beiden Teile seines berühmten Werkes „Barahin-e-Ahmadya“; der vollkommene Titel des Buches, der auch seinen Inhalt richtig spiegelt, lautet:

„Al-Barahin-ul-Ahmadyyah Ala Haqqiyat-i Kitab-illah-il-Quran wa-n-Nabuwat-il-Muhammadiyah“ (d. h. Beweise von Ahmad betreffend die Wahrheit des Quran, des Buches Gottes, und des Prophetentums Muhammads) von Mirza Ghulam Ahmad Sahib, Herr von Qadian etc..

Mirza hatte mehrere Jahre lang für verschiedene Urdu-Zeitungen geschrieben und stand bereits im Ansehen eines Mannes, der dazu berufen war, als Autorität in religiösen Fragen zu sprechen. In dem genannten Werk unternahm er es, seine These von der Richtigkeit des Islam mit mehreren hundert Beweisen zu stützen, die alle streng vernunftgemäß und doch sämtlich aus dem Heiligen Quran entnommen waren. Gleichzeitig rief er die Professoren aller anderen Glaubensbekenntnisse auf, seine Argumente zu widerlegen. Ja, er setzte einen Preis von zehntausend Rupies aus für denjenigen Andersgläubigen, der ähnliche Argumente wie die seinen für die Wahrheit seines Glaubens beibringen könnte, und wenn nicht eben so zahlreiche, so doch wenigstens ein Fünftel an der Zahl. Sollte auch das mißlingen, so fordert er ihn auf, seine, Mirzas Argumente zu widerlegen. Mirzas Aufruf ist auf Seite 19—23 seines Buches enthalten, und obgleich der Verfasser nicht mehr in unserer Mitte lebt, ist sein Aufruf noch immer in Kraft. Und auch der Preis ist noch zu gewinnen. Denn bisher hat keiner ihn errungen. Dieser Aufruf wurde von der moslemischen Bevölkerung höchst beifällig begrüßt, aber mit Gelächter und Spott aufgenommen von den Christen und Arya-Samajisten, trotzdem niemand unter ihnen den Mut hatte, dem Aufruf Folge zu leisten. Zwei Jahre später erschien dann der dritte Teil von Mirzas Werk. In diesem erhob der Verfasser nunmehr den Anspruch, als Reformator (Mujaddid) des 14. Jahrhunderts islamischer Zeitrechnung anerkannt zu werden. Die Heraufkunft eines Reformators war von den Gläubigen schon längst erwartet worden; und sein Anspruch auf diese Mission wurde deshalb von den Gelehrten des Islam freudig willkommen geheißen.

Binnen kurzem fand sich Mirza Ghulam Ahmad durch die ganze Breite und Weite Indiens hin als Reformator anerkannt. Im Jahre 1884 erschien der vierte Teil seines Werkes, an dessen Schluß wir folgender Bemerkung begegnen:

„Als in der ersten Zeit die Bausteine zu diesem Buch zusammengetragen wurden, geschah es unter Bedingungen, die von den heutigen gänzlich verschieden sind. Denn inzwischen offenbarte — nicht anders wie es schon Moses geschah — die plötzlich auflo-

dernde Macht Gottes dem Demütigsten seiner Diener eine Welt, die er bisher nie gekannt hatte. Dieser Demütigste war bisher in der Nacht und Dunkelheit seiner eigenen Gedanken gewandelt, als plötzlich von hinter dem Vorhang des Unsichtbaren her die Stimme rief: „Wahrlich, Ich bin dein Herr!“, und Geheimnisse wurden nun offenbar, zu denen Vernunft und Einbildungskraft keinen Zutritt haben! So ist also jetzt der Hort und Beschützer dieses Buches äußerlich sowohl wie innerlich Gott, der Herr der Welten. Ich weiß nicht, bis zu welchem Masse Er dieses Buch vergrößern will; und die Seeligkeiten der Wahrheit des Islam, die Er schon in diesen vier Bänden offenbart hat sind jedenfalls genug, um zu überzeugen; und seine Barmherzigkeit und Gnade läßt erwarten, daß Er die Dunkelheit des Zweifels und der Ungewißheit gänzlich zerstreut hat. Seine göttliche Hand wird (der Wahrheit) immer beistehen. Obwohl dieser Demütige keine Zuversicht auf das Leben setzt, freut er sich dennoch, daß Gott, der Ewige, sich selbst Erhaltende, durch den alle Dinge atmen und existieren, der über allem Tod und Untergang waltet, dem Glauben des Islam beistehen will bis zum letzten Tage, und daß die Heiligkeit des gottgesandten Propheten (Muhaminad), möge der Frieden und der Segen Gottes mit ihm sein, sich aufs neue als Empfänger solcher Barmherzigkeit und Gnade Gottes erweisen ließ, wie dergleichen keinem anderen Propheten je zuteil geworden“.

Mirza konnte das große Werk niemals zuende führen, das er geplant hatte. In seinem späteren Leben fügte er ihm einen fünften Teil hinzu, aber dieser lag seinem Inhalt nach etwas abseits von den Notwendigkeiten der Zeit und bewegte sich nicht ganz auf der Bahn des ursprünglichen Planes. Allerlei anderweitige Aufgaben und Beschäftigungen, die sich aus seiner Berufung als Reformator ergaben, ließen ihm keine Zeit für weitere schriftstellerische Tätigkeit. Die Wertschätzung seines „Barahin“ aber mag aus einer zeitgenössischen Würdigung des Werkes deutlich werden, die in sechs einander folgenden Lieferungen in der Monatsschrift „Ischaat-us-Sunna“ erschien und hundertzweiundfünfzig Seiten umfaßte. Die Aufsätze liefen vom Juni bis zum November 1884 und begannen mit einer ausführlichen Inhaltsangabe. Dann gibt der Verfasser seiner Wertschätzung mit folgenden Worten Ausdruck: „Unserer Meinung nach ist dieses Buch, wenn man es nach den Bedingungen der heutigen Zeit beurteilt, ein Werk, desgleichen in der Geschichte des Islam bisher noch nicht geschrieben worden ist, und für die Zukunft

können wir eine Entscheidung nicht vorwegnehmen. Sein Verfasser hat zudem eine einzigartige Festigkeit und Aktivität in Sachen des Islam bewiesen, er hat Geld und persönliche Arbeit, Feder und Rede, ja sein ganzes geistiges Leben in den Dienst des Islam gestellt. Aehnliches war auch unter den früheren Moslems eine seltene Ausnahme. Sollte irgend jemand diese unsere Behauptung als bloße orientalische Uebertreibung ansehen, so möge er doch ein Buch bezeichnen, in dem der Islam mit gleicher Kraft gegen alle ihm feindlichen Religionen verteidigt wird, besonders gegen das Brahma-Samaj und das Arya-Samaj. Auch sollten die Zweifler ein paar Glaubenskämpfer nennen, die, außer daß sie die Sache des Islam durch Geld und persönliche Arbeit, durch Schriften und durch Reden unterstützten, es auch noch vermocht haben, jene Sache durch ihr eigenes Leben und ihre persönlichen geistlichen Erfahrungen zu erhöhen. Wer hat je mit der selben Kraft und Autorität die Gegner des Islam und die Leugner der Offenbarung zusammengerufen! Hier ist ein Mann, zu dem alle gehen sollten, die die Tatsache der Offenbarung bezweifeln, auf daß sie sich selbst durch Beobachtung und Erfahrung eines besseren belehren“.

Mit dem Ausdrücken „geistliches Leben“ und „geistliche Erfahrung“ meint der Verfasser die Offenbarungen des Mirza, die im „Barahin“ erwähnt sind, von denen er viele anführt und die er zum Nutzen seiner Leser erklärt. Wenn nun auch ich von Offenbarungen spreche, so tue ich dies, obwohl ich mir des Umstandes durchaus bewußt bin, daß ich in Europa und zu Europäern rede. Tatsächlich taucht die Frage auf, wie es in einem wissenschaftlichen Zeitalter wohl möglich ist, Offenbarung anzuerkennen. Aber es besteht gar keine natürliche Gegnerschaft zwischen Wissenschaft und Offenbarung. Und wenn es einen Wissenschaftler gibt, der behauptet, daß Wissenschaft grundsätzlich mit Offenbarung unverträglich sei, so stellt dieser Wissenschaftler nur seiner eigenen Unwissenheit ein bedauerliches Zeugnis aus. Denn wir sind nicht mehr im 19. Jahrhundert, wo die Entdeckungen im Reiche der Physik einander jagten und den Sinn der Menschen verwirrten. Die Ursachen, weshalb man in Europa so skeptisch gegen die Offenbarung geworden ist, beruhen denn auch gar nicht auf einem grundsätzlichen und unantastbaren Standpunkt, sondern auf ganz anderen Momenten. Und hier läßt sich nicht übersehen, daß das Christentum selbst es war, das dem Skeptizismus und Atheismus vorgearbeitet hat. Denn seine ungewöhnlichen An-

sprüche, seine vernunftgemäßen Lehren und seine unnatürliche, beinahe selbstmörderische Ethik konnten nur mittels äußerer Macht aufrecht erhalten werden. Mit dem Augenblick, wo jene Macht fiel und das Volk seine Gedankenfreiheit zurück erhielt, verlor das Christentum als Religion alles Prestige, und da unter Religion in Europa nur das Christentum verstanden wird, so fiel mit dem Christentum auch die Religion als solche. Dies ist das eine von den zwei großen Grundmotiven für den europäischen Skeptizismus; das andere liegt in der Hingabe an die Naturwissenschaften und an die Technk. Diese Hingabe indessen ist eine sehr späte Erscheinung, welche angesichts der langen Geschichte des Christentums vergleichsweise nebensächlich bleibt. Dagegen ist es für mich stets unumstößliche Ueberzeugung gewesen, daß die Verbindung mit Gott, also die Offenbarung, sich im religiösen Dasein Europas nicht entfalten konnte, weil sie an die Bedingung eines so hoch entwickelten inneren Lebens geknüpft ist, wie es das Christentum niemals hervorgebracht hat. Indem die Christen nämlich den Stifter ihrer Religion als Gott betrachten, bringen sie ihre eigene geistliche Entwicklung zum Stillstand. Denn einem Gott kann man es nicht gleich tun wollen, man kann ihn ja doch niemals erreichen. Dagegen sieht der Moslem den Weg offen, Abraham, Moses oder Jesus gleich zu werden, da sie für ihn nur große Menschen sind. Und er versucht mit gleicher Gewissenhaftigkeit, auch in den Spuren des Heiligen Propheten Muhammad zu wandeln und in seinem Geiste zu handeln und zu leben.*) Der gläubige Christ seinerseits rühmt zwar den Lebenswandel Jesu und die Wunder, die jener vollbrachte, er preist die Worte, die er sprach. Aber es ist keineswegs sein Traum, der Lebensführung Christi nachzueifern und ihn im Handeln zu erreichen. Sondern von Anbeginn an charakterisiert sich das Christentum durch den Umstand, daß es darauf verzichtet, gründliche Kunde von Christi wirklichem Erdenwallen festzuhalten und zu verbreiten. Sondern man erschöpft sich statt dessen im Nacherzählen seiner Wunder und in der Wiedergabe seiner Aussprüche. Wir aber begreifen nun, aus welchen Gründen der Heilige Quran so

*) Der Moslem betet: „Führe mich auf den rechten Pfad, den Pfad derer, denen Du Gunst verheißen hast“ (1:5/6). Und der Quran erklärt 4:69: „Und wer Gott und dem Propheten gehorcht, daß sind diejenigen, denen Gott Gunst geschenkt hat, sie sind unter den Propheten und den Wahrhaftigen und den Gereuen und den Guten und in anmutiger Gesellschaft.“

machtvoll gegen das Streben der alten Völker eifert, aus großen Menschen Götter zu machen. Im Quran heißt es: „Sie sagen: Was? Hat Gott einen Sterblichen auserwählt, ein Apostel zu sein? Sage, wären auf Erden Engel als Siedler gewandelt, dann würden Wir ihnen sicherlich vom Himmel einen Engel als Apostel heruntergesandt haben“ (17:94/95). Das Christentum ist ein lehrreiches Beispiel. Es hat seinen Stifter zum Gott erhoben. Die Vergöttlichung Jesu aber machte die Nachahmung seines Lebens zu einem von vornherein aussichtslosen Unternehmen. Daraus erklärt sich die Irreligiosität im Lebenswandel christlicher Menschen. Und die Gottesferne der christlichen Lebensführung ist dann zum Argument gegen die Tatsache der Offenbarung überhaupt ausgenutzt worden. Es gab aber auch Denker, welche die umgekehrten Schlußfolgerungen zogen. Gemeint sind jene rationalistischen Verteidiger des Christentums, die beweisen wollten, daß Jesus überhaupt niemals beansprucht habe, seine Lehre gründe sich auf Offenbarung, sondern er sei selbst eine Art Rationalist gewesen und habe nicht das gelehrt, was ihm aus einer ewigen Quelle zufloß, sondern er habe nur aus sich selbst und seiner eigenen persönlichen Autorität heraus gesprochen. Dabei mag es dahin gestellt bleiben, ob wir die Rationalisten mehr bemitleiden sollen, die so schmerzliche Anstrengungen machten, in die Gesellschaft von Jesus zu kommen, oder Jesus, den sie herabzogen, um selbst zu steigen.*)

Jedenfalls steht so viel fest: In der Bibel finden sich nur allzu häufig Kindlichkeiten. Die Propheten prophezeien nicht selten auf Befehl irgend eines Machthabers. Der Heilige Geist erscheint ganz greifbar als feurige Zunge. Diejenigen, die den Heiligen Geist zu vernehmen vorgeben, murmeln als dessen Eingebung unverständlichen Unsinn. Durch bloßes Handauflegen eines Bischofs und

*) Unter allen Umständen ist ihre Beweisführung aber als gänzlich irrig abzulehnen. Denn sie gründet sich auf die Annahme, daß auch die Evangelien in Christus nur einen Lehrer aus eigener Autorität, nicht aber ein Werkzeug der göttlichen Offenbarung sehen. Gesetzt selbst, es wäre dies tatsächlich die Meinung der Evangelien, so müßte man doch ihre Glaubwürdigkeit als historische Dokumente vom kritischen Standpunkt aus beanstanden. Denn die Evangelien wollen Christus als Uebermenschen, ja als einen Gott hinstellen. Und insofern er dies wäre, bedürfte er allerdings keiner höheren Autorität, um seinen Aussprüchen Geltung zu verschaffen. Aber mit dieser Tendenz kreuzt sich eine zweite. Da ist Christus ein armer Sterblicher, der seine Hilflosigkeit, Mangelhaftigkeit und Unkenntnis bekennt mit einziger Ausnahme dessen, was ihm der Vater gesagt habe. Diese Stellen bezeugen ganz deutlich den Offenbarungscharakter, den Christus selbst für seine Verkündigungen in Anspruch nahm.

nicht etwa infolge moralischer oder geistlicher Erleuchtung wird der Heilige Geist in einem Menschen lebendig. Angesichts solcher Sinnlosigkeiten gerät die Religion allerdings in Gefahr, zum bloßen Hokus-Pokus herabzusinken, und es kann nicht wundern, wenn man die Religion in weitesten Kreisen anzuzweifeln beginnt und die Tatsache der Offenbarung überhaupt leugnet.

Wie ganz anders stellt sich dagegen das Bild dar, daß der Islam vor uns aufrollt. Die Geschichte des Islam zeigt uns fortlaufend eine glänzende Reihe hervorragender Persönlichkeiten, die in den Spuren Muhammads wandelten, zu großen geistlichen Einsichten gelangten und als lebendige Zeugen für die Wahrheit der Religion dastehen. Deshalb wird auch unter Moslems nichts Ungehöriges oder gar Unerhörtes darin gesehen, wenn jemand behauptet, daß ihm Offenbarungen zuteil würden. Voraussetzung ist nur, daß es sich um einen Menschen handelt, der die dafür notwendigen Bedingungen in sich verwirklicht. Ein solcher Mensch muß von vorbildlicher Reinheit sein sowohl im öffentlichen wie im häuslichen Leben, er muß eine weit ausblickende Intelligenz sein eigen nennen, er muß geistliche Erleuchtung und tiefes Nachdenken bekunden. Alle diese Ansprüche aber erfüllte Mirza Ghulam Ahmad. Daß sein Denken tief war, sein Wissen umfassend, sein geistiger Blick scharf, und daß er alles in allem ein Mann von außerordentlicher Intelligenz war, ist schon aus seinen Schriften zu ersehen. Was die Reinheit seines häuslichen wie seines öffentlichen Lebens anbelangt, so sagt es genug, daß trotz all der Stürme einer erbitterten Opposition, die sich gegen Ende seines Lebens über seinem Haupte zusammenzogen, auch seine bittersten Feinde es nicht wagten, seinen persönlichen Charakter zu verdächtigen. Was aber die Offenbarung selbst betrifft, so ist sie eine ganz einzigartige Wechselbeziehung zwischen Gott und dem Empfangenden, eine Beziehung, von der die ganze übrige Welt ausgeschlossen ist. Nachprüfen läßt sich hier also von dritter Seite nichts. Wir können die Behauptung eines solchen Mannes nur anerkennen, und werden es tun, wenn wir uns auf seine Glaubwürdigkeit verlassen zu dürfen meinen, oder wir werden sie verwerfen, wenn wir ihn nämlich für eine ungläubwürdige Persönlichkeit halten. Haben wir es aber mit einem Manne von höchstem moralischen Range zu tun, so werden wir uns doch fragen: Können wir einen solchen Mann der Lüge gegen Gott verdächtigen, ihn, der die lauterste Wahrheit gegen die Menschen ist, ihn, der von Liebe selbst für diejenigen glüht, die ihn hassen, und der auf jede

persönliche Behaglichkeit verzichtet, um denen zu dienen, die ihm Schande und Verderben bringen wollen?

Aber es gibt doch noch ein Argument von unanzweifelbarer Beweiskraft für die besondere Sendung eines solchen Mannes. Männer dieses Schlages verkünden nämlich Prophezeihungen. Der Mangel an Raum verbietet es an dieser Stelle, auf das Problem der Weissagungen näher einzugehen. Es erübrigt sich auch, da das einzige Ziel dieser Untersuchung ein ganz bestimmt umgrenztes ist, nämlich, ein tieferes Verständnis zu erwecken für das Werk eines einzigen Mannes, des Mirza Ghulam Ahmad. Wer sich für das Thema der Weissagungen im speziellen interessiert, kann eine vorzügliche Abhandlung über das Problem in „The Ahmadia Movement“ dritter Teil von Maulvi Muhammad Ali, dem Präsidenten der Ahmadia Anjuman Ischaat Islam Lahore finden und eine noch ausführlichere Abhandlung von demselben Verfasser in „Masih Mau-ud“ PP 261—297. Hier genügt es zu berichten, daß Mirza viele Prophezeihungen verkündet hat, von denen sich zahlreiche noch während seines Lebens, einige erst nach seinem Tode erfüllten. Erwähnt sei eine, die ein Ereignis betrifft, das alle kennen. Ich meine den Weltkrieg. Die Weissagung wurde am 8. April 1925 in einem Manifest unter der Ueberschrift „Eine Warnung“ veröffentlicht und ist zu finden in der „Review of Religions“ Bd. IV, April 1905 S. 159 und im „Barahin Ahmadia“ Teil V, S. 120, wo es wie folgt heißt: „Ein Zeichen wird hier kund getan für einige Frist nach dem jetzigen Zeitpunkt. Die Dörfer, Städte und Felder werden dann in einen Zustand der Revolution geraten, alle werden ganz plötzlich schrecklich von Beben erschüttert werden, Sterbliche und Bäume und Berge und Seen. In einem Augenblick wird die Erde auf dem Kopf stehen. Ströme von Blut werden wie die Wasser der Flüsse laufen. Der Wanderer soll den Ernst jener Stunde fühlen. Die Großen und die Kleinen werden infolge dieser Furcht niedergeschlagen sein. Selbst der Zar wird in jener Stunde im Zustande äußerster Qual sein“, etc. etc... In einer Bemerkung zu dieser Prophezeihung sagt Mirza: „In der göttlichen Offenbarung wird das Wort Salsala (Erdbeben) immer aufs neue wiederholt, — aber dennoch kann ich mit Gewißheit das Wort nicht in seiner buchstäblichen Bedeutung nehmen. Es könnte sein, daß es sich nicht um ein gewöhnliches Erdbeben handelt, sondern um irgend ein anderes schreckliches Unglück, das ein Bild vom Tage des Gerichts aufrollen wird, wie es die Welt noch nie gesehen hat, und eine schreckliche Vernichtung wird über

Leben und Gebäude kommen“. An einer anderen Stelle sagt er: „Ich weiß nicht, wann dies geschehen wird, ob in ein paar Tagen oder Wochen oder Monaten oder Jahren“. Der Weltkrieg brachte die Erfüllung dieser Prophezeiung im Jahre 1914, d. i. sechs Jahre nach Mirzas Tode. —

Wir wollen nun unseren Bericht in kurzen Strichen zuende führen. Sein Anrecht, sich als den Empfänger von Offenbarungen und als den Reformator des nächstfolgenden Jahrhunderts zu betrachten, wurde Mirza von aller Welt zugestanden. Sein Werk wuchs. Im März 1886 ging er nach Hoschiarpur, einer anmutigen kleinen Stadt in Punjab, die am Fuße der Sawalik-Hügel liegt, um Streitfragen mit einem Arya-Samajisten-Führer auszutragen. Die Beiträge beider Parteien zu dieser Diskussion wurden zu einem Buche vereinigt, das „Surma-e-Chashm-e-Arya“ heißt, zu deutsch „Licht, das den Augen der Aryas gegeben wurde“. Im Jahre 1888 ging er zu ähnlichem Zwecke nach Ludhiana. Dieser Ort ist ein Zentrum der christlichen Mission. Es muß daran erinnert werden, daß Mirza Ghulam Ahmad bisher nur allein gearbeitet hatte ohne den Hintergrund einer religiösen Gemeinschaft. Nun, in Ludhiana, am ersten Dezember des Jahres 1888 verkündete er, daß Gott ihm befohlen habe, vom Volke das Bai-at anzunehmen.*) Das Bai-at ist eine höchst verbreitete Einrichtung in den moslemischen Ländern, und ihre Bedeutung ist jedem Kinde bekannt. Mirza war schon vorher von vielen gebeten worden, das Bai-at von ihnen anzunehmen. Aber er hatte es mit den Worten abgelehnt, daß er keine Ermächtigung habe. Im Jahre 1888 erhielt er diese göttliche Ermächtigung und empfing das Bai-at. Damit war auch das Fundament zu jener Gemeinschaft gelegt, welche 13 Jahre später den Namen Ahmadiya-Gemeinschaft erhielt. —

Bisher hatte Mirza auf seiner Fahrt stets glatte Segel gehabt. Aber nun nahte der Zeitpunkt, da er auf die Probe gestellt werden sollte, da Stürme der Opposition und brutale Verfolgung sein Wesen in seinen Grundfesten erschütterten. Er wurde aufgerufen, die Feuerprobe zu bestehen und den Beweis seines Wertes zu erbringen. Dies geschah, als die Stunde kam, da er verkündete: Ich bin der Messias, auf den die Welt wartet.

*) Bai-at bedeutet wörtlich Unterwerfung; politisch bedeutet der Ausdruck Untertanentreue dem König gegenüber, und in religiösen Kreisen besagt er, jemanden zum Führer oder Lehrer nehmen.

IV.

DIE VERHEISSUNG DES MESSIAS.

MUHAMMAD (möge der Frieden und der Segen Gottes mit ihm sein) war der Letzte der Propheten. Und er war der Letzte nicht nur durch bloßen Befehl. Sondern weil durch ihn die Wahrheit auf ihren Gipfel geführt wurde, und weil er der Empfänger der vollkommensten Offenbarung war. Aber er ist noch in einem weiteren Sinne ein Letzter. Denn er war der vollkommenste Mensch, der je auf Erden gewandelt ist. Der Heilige Quran*) nennt ihn „Mann“, und er tritt uns tatsächlich entgegen als der Typus wahrer Männlichkeit. Aber er ist auch der treue Vertreter der Menschlichkeit und jener große Eine, in dessen Persönlichkeit alle Schönheiten, alle Verzüge der Menschheit zusammengefaßt erscheinen und zwar in ihrer höchsten Daseinsform. So ist sein Leben, sein Weg, sein Handeln die Richtschnur geworden für jede tugendhafte Lebensführung, der Masstab, nach dem der Wert der Menschen und ihres Tuns sich bemißt. Während jeder von seinen Vorgängern durch eine spezielle Vortrefflichkeit ausgezeichnet war, die seine übrigen Vorzüge überstrahlte, während Moses durch seine Führergabe, David durch Gerechtigkeit, Salomo durch seine königliche Größe und Jesus durch Demut hervorstach, vereinigte Muhammad in seiner Persönlichkeit die Führergabe Mosis, die Gerechtigkeit und Macht Davids, die Größe Salomos und die Demut Jesu, und er wies diese Vorzüge in noch höherem Maße und noch höher gesteigertem Umfange auf als jene Führer der Menschheit. Wie schön singt der persische Dichter von Muhammads Größe:

„Die Schönheit von Josef, die Wunder wirkende Hand
von Moses, der Leben gebende Atem von Jesus.

Sie hatten diese Tugenden jeder eine für sich; aber
allein du hattest sie alle!“

Die alten heiligen Lehrer, deren Größe unter den Nationen allgemein anerkannt ist, sie waren die Phasen, in denen sich das Prisma bricht, aber Muhammad ist das Prisma selbst. Sie waren die Facetten eines schön geschnittenen Diamanten, aber er war der Diamant selbst. Der Quran charakterisiert sein Auftreten als einen „Blitz, der den Menschen das Sehvermögen nahm“ (2:20). Und wirklich, er war der Blitz im geistigen Dunkel des heidischen Ara-

*) In Sure 36 Vers 1—3 heißt es: O Mensch! Beim Quran voller Weisheit! Fürwahr bist du einer der Gesandten Gottes!

biens. Frühere Generationen haben das wohl gefühlt. Sie bekannten: So blendend war der Ruhm seiner Schönheit, daß sein wahres Antlitz unter siebenzig Schleiern verborgen bleiben mußte, da das Auge der Menschen den vollen Glanz seiner Erscheinung nicht hätte ertragen können. Kann man sich da aber wundern, daß diejenigen, welche auch nur einen Schimmer von seinem Glanze geschaut hatten, ihr Herz an ihn verloren und bereit waren, um seinetwillen alles zu verlassen?

Ein solcher Mann war Muhammad. Es ist keine Vollkommenheit zu denken, die der seinen überlegen wäre. Und kein zukünftiger Prophet fände noch irgend welche Wahrheiten über ihn hinaus, die der Entdeckung harren. Seine Botschaft ist bestimmt, bis an das Ende aller Zeiten zu bestehen. Der Heilige Quran sagt: „Muhammad ist nicht der Vater eines von euch Menschen, sondern er ist der Gesandte Gottes und das Siegel der Propheten“ (33:80.*).

*) Das Wort „Siegel“ erfordert eine Erklärung. Mit „Siegel der Propheten“ könnte gemeint sein, daß Muhammad es durch Brief und Siegel beglaubigte, auch die vorangegangenen Propheten seien wirkliche Propheten und Gesandte Gottes gewesen, nicht bloße Charlatane. In dieser Annahme liegt gewiß ein gut Stück Berechtigung. Denn es gibt zahlreiche Bemerkungen im Heiligen Quran, die ein klares Zeugnis dafür enthalten, daß auch die älteren Propheten wirkliche Propheten waren. Angesichts vielfach mangelnder Kunde vom Leben der alten Lehrer und angesichts solcher Berichte, die sie nicht immer in sehr sympathischem Lichte darstellen, war ein solches Zeugnis sehr wünschenswert. Betrachten wir beispielsweise Jesus, den Letzten der Propheten vor Muhammad (Gott segne sie Beide!). Es ist unlängst die Streitfrage unter den Gelehrten entstanden, ob Jesus überhaupt gelebt hat. Die Frage bekommt aber noch ein anderes und ein weit peinlicheres Gesicht, wenn wir die Evangelien wirklich für zuverlässige historische Urkunden halten. Denn das Bild von Jesus, das uns in diesen Dokumenten entgegentritt, ist nicht sehr liebenswert. So z. B. soll er nicht immer gütig gegen seine Mutter verfahren sein (Johannes 2:4) und sie eines Tages sogar verleugnet haben (Matth. 12:48). Er scheint viel Zeit auf Teufelsaustreibungen verwendet und fest an die Mähr geglaubt zu haben, daß Menschen von bösen Geistern besessen sein können. Bei einer genauen Durchsicht der Evangelien gewinnen wir den Eindruck, daß er ein Mann von ungeduldigem Temperament war und leicht geneigt, bei den geringfügigsten Dingen beleidigt zu sein. Er segnet Petrus und nennt ihn den Felsen, auf dem seine Kirche erbaut werden müsse, er gibt ihm die Himmelsschlüssel und die Macht zu binden und zu lösen, wie es ihm gefällt; aber im selben Moment trifft den Petrus sein Zorn, da schildert er ihn Satan (Matth. 16, 17—23). Es geschieht, daß er einen Feigenbaum flucht, der ihm nichts zuleide getan hat (Matth. 21,19). Angesichts solcher und mancher anderen Vorkommnisse würde es für einen Muslim einigermaßen schwierig sein, Jesus für einen Propheten zu halten, hätte nicht der Quran sein Prophetentum bestätigt. Aber nicht genug damit, hat der Quran auch den Schimpf hinweggeräumt, den die Juden der späteren Zeit seiner Geburt angeheftet und den die Christen gewissermaßen sanktioniert hatten. Betrachteten sie ihn doch nicht als den Sohn Josephs, des Gatten der Maria, sondern sie schrieben seine Geburt göttlicher Vermittlung zu, was doch nur eine Verlegenheitsauskunft war. Der Heilige Quran dagegen hat von Christi Geburt wie von Marias Ehre jeden Makel entfernt (4:156; 21:91). (Fortsetzung s. nächste Seite)

Dieser Vers bedeutet: Sein Name und die Segnungen, die durch ihn seinen Gläubigen zufließen, werden bis zum jüngsten Tage fortbestehen. Mit anderen Worten, er ist der letzte Prophet, nach dem kein anderer Prophet mehr kommen wird. Da Muhammad die Vollkommenheit selbst in allen ihren Erscheinungsformen zur Darstellung brachte, so darf man nun auch sagen: Jeder große Lehrer, der nach ihm kommen mag, wird dennoch kaum etwas anderes vermögen, als wiederum nur eine jener Vortrefflichkeiten in seiner Gestalt zu versinnbildlichen, deren Vereinigung Muhammad vorbehalten war. Die menschlichen Vorzüge aber lassen sich in zwei große Gattungen einteilen, und zwar gemäß der Zweiteilung, die allenthalben durch die ganze Natur geht. Es gibt nämlich Tugenden machtvoller Größe, die Scheu und Ehrfurcht einflößen, und andere der Sanftheit und Zartheit. Sie finden ihre Analogie in den zwei Geschlechtern. Während nun die Tugenden eines jeden der früheren göttlichen Lehrer immer nur einer jener

Die Tatsache, daß der Ausdruck „Siegel der Propheten“ der Angabe vorangeht, daß Muhammad keine männlichen Kinder zu hinterlassen habe, führt jedoch dahin, dem Ausdruck noch einen anderen Sinn unterzulegen. Wir werden an eine Begebenheit erinnert, in Bezug auf die Kapitel 108 (Sura Al-Kauzar) offenbart wurde. In dem Kapitel ist zu lesen: „Sicherlich Wir haben dir ein Uebermaß an Gutem gegeben; deshalb bete zu deinem Herrn und opfere ihm. Sicherlich, dein Feind ist abgesperrt“. Dazu ist zu bemerken: Die heidnischen Araber legen den größten Wert auf eine Nachkommenschaft männlichen Geschlechtes. Denn diese übernahm die Erbschaft der Väter und führte ihren Namen fort. Da der Prophet aber keine Söhne hatte, so bewahrten sie ihn mit Schimpf und nannten ihn „Abtar“, d. i. einer, dem die Rückseite abgeschnitten ist. Auf diesen Anwurf antwortet nun Kap. 108 und der zitierte Vers. Es wird nämlich erklärt, daß, obgleich Muhammad keinen männlichen Nachwuchs hatte, der seinen Namen weiter führen konnte, ihm dennoch ein Ueberreichtum an Gnade gewährt wurde, und daß er der Gesandte Gottes sei, und zwar der Letzte unter den Propheten. Darum werde sein Name und der geistige Segen, der seinen Nachfolgern durch ihn erwüchse, bis ans Ende aller Zeiten bestehen. Diese Erklärung erhält noch eine weitere stütze aus der Tatsache, daß das arabische Wort „Khatam“, das hier mit Siegel übersetzt wird, das Ende, den letzten Teil eines Dinges bedeutet.

Mirza Mahmud (seine ausführliche Berücksichtigung folgt im siebenten Teil dieser Abhandlung) hat eine andere und ganz neue Deutung des Begriffs Siegel gegeben. Nach ihm bedeutet Siegel der Propheten nämlich, daß mit diesem in Zukunft noch neue Propheten geschafften werden würden. Dagegen ist zu sagen, daß diese Erklärung der ethymologischen Bedeutung des Wortes „Khatam“ widerspricht, daß dies eine völlige Abweichung vom Texte bedeuten würde, und daß in den 1300 Jahren der islamischen Geschichte noch kein Gelehrter eine solche Auslegung gewagt hat. Hätte das Siegel doch, wenn es wirklich den von Mirza Mahmud vermuteten Zweck gehabt hätte, all die Jahrhunderte lang unbenutzt dagelegen, da ja nach Muhammad niemand mehr den Anspruch erhob, ein Prophet zu sein. Schon dieser Umstand müßte jeden, normal denkenden Menschen von der Sinnwidrigkeit jener Deutung überzeugen. Mirza Mahmuds Auslegung verliert aber vollends jeden Boden, wenn wir an die große

(Fortsetzung s. nächste Seite)

gegensätzlichen Gattungen angehörten, vereinigte Muhammad beide Arten von Vorzügen harmonisch in seiner Person. Der Heilige Prophet des Islam hatte zwei Namen. Er hieß Ahmad, und diesen Namen hatte er von seiner Mutter; aber er hieß auch Muhammad, und diesen Namen erhielt er von seinem Großvater. „Ahmad“ bezeichnet jemanden, der viel preist und weist also auf einen zarten, sanften Charakter; Muhammad dagegen ist ein solcher, der viel gepriesen wird, der also mächtig und groß ist. Merkwürdiger Weise stimmen nun die Perioden von des Propheten Leben mit seinen beiden Namen überein. In der Zeit, die er in Mekka verlebte, erscheint er als bescheidener, verfolgter und leidender Lehrer, während er in Medina als König schaltet, erhaben, geehrt und geliebt von einer dankbaren Nation. Heiligkeit und moralische Vollkommenheit (Ahmad) wurden mit Glanz und Ruhm gekrönt (Muhammad). Und in der Geschichte des Islam haben tatsächlich sämtliche Reformatoren noch stets den einen oder den anderen von diesen beiden Wesenszügen als Merkzeichen an der Stirn getragen. Es gab Reformatoren, die das Szepter mit königlicher Gewalt handhabten, wie Omar II und Aurangzeb von Indien, und es gab solche in bescheideneren Stellungen. Diese Bescheideneren können als der Ausdruck jener Eigenschaften gelten, die der Name „Ahmad“ kennzeichnet. Mirza Ghulam Ahmad gehörte, wie ich zeigen werde, sobald ich von seinem Charakter zu sprechen habe, zu den Letzteren. Er war eine Manifestation jener Eigenschaften, die den „Ahmad“ ausmachen. Und wenn wir auf die früheren Propheten zurückschauen, finden wir

(Fortsetzung der Anmerkung von Seite 133)

Zahl klarster und unzweideutiger Aeußerungen des Heiligen Propheten selbst denken, die das Erlöschen des Prophetentums nach ihm betreffen und an die Tatsache, daß in der ganzen Geschichte des Islam eine erstaunliche Einmütigkeit über diesen Punkt herrscht. Es gibt da nicht eine abweichende Stimme.

Wohl wäre aber zu fragen: Wenn jemand behauptet, Empfänget der Offenbarung zu sein; wird er damit nicht gleichzeitig auch Prophet? Diese Frage muß verneinend beantwortet werden, denn die bloße Tatsache des Empfangens von Offenbarungen, macht im Islam noch nicht den Propheten. Der Quran erwähnt viele Personen, darunter auch Frauen, die Offenbarungen empfangen, wie z. B. die Mutter Moses (28:7) und andere mehr. Der Empfang von Offenbarungen ist nach dem Islam eine Belohnung für Bemühungen um ein Leben der Reinheit und Erleuchtung, wogegen das Prophetentum göttliche Bestimmung ist. Und die Notwendigkeit für diese Bestimmung kann sich nicht mehr ergeben, nachdem die Religion durch den Heiligen Propheten Muhammad (möge Frieden und der Segen Gottes bei ihm sein) in den Stand der Vollkommenheit gelangte. Eine ausführliche Abhandlung über dieses Problem findet sich in Maulana Muhammad Ali's umfassendem Werke: „An-Nabuwat-fi'l Islam“ (in Urdu verfaßt); ein Abriß davon ist auch im Englischen erschienen. Die Frage ist zudem klar und ausführlich in seinem „Masih-e-Mau-ud“ (gleichfalls in Urdu) PP 42-69 erörtert worden.

unter ihnen viele Andere vom selben Typus. Auch Jesus Christus von Nazareth war, sofern die Eigenschaften der Demut und Sanftmut ihm zierten, einer vom Geschlechte der „Ahmad“. Daher behauptete Mirza Ghulam Ahmad nun auch, „Jesus, dem Sohne der Maria ähnlich“ zu sein — nämlich dem Geiste und dem Charakter nach.

Aber Mirzas Ansprüche gingen noch weiter. Es steht im Neuen Testament, daß Jesus sein zweites Erscheinen vorher sagt. Nun ist es ganz gut möglich, daß die Erwartung von Christi Wiederkunft nur eine im frühen Altertum durchaus gebräuchliche Vorstellung in sich schloß. Denn im Altertum war es allgemein üblich, daß das Volk auf die Wiederkehr eines volkstümlich gewordenen Helden wartete, zumal wenn er sein Werk unvollendet hatte verlassen müssen. Aber daß ähnliche Erwartungen im Altertum allgemein üblich waren, besagt noch nicht, daß auch Jesu Prophezeiung nichts mehr als eine solche zu bedeuten hatte. Ja, diese Schlußfolgerung erscheint durchaus ungerechtfertigt, denn die Ueberlieferung von jener Prophezeiung taucht erst in den Tagen der Apostel auf und scheint deshalb Kunde von einer echten Weissagung zu bergen. Wenn Jesus diese Prophezeiung aber auch nach unserer Meinung wirklich getan hat, so konnte er doch andererseits damit nicht meinen, daß er in eigener Person wiederkommen werde, denn er selbst lehrt (Lucas 16,31), daß ein Mensch, der gestorben ist, nicht wiederkehrt. Dagegen verkündet Jesus mit vollem Recht, daß Johannes der Täufer „in der Macht und dem Geiste des Elias“ gekommen sei (Matth. 11, 14; 17, 12—13; Lucas 1, 17), während die alte jüdische Ueberlieferung noch gemeint hatte, daß Elias in Person lebendig geblieben und in einem feurigen Wagen zum Himmel gefahren sei (2 Könige 2, 11), sodaß er leiblich wiederkommen konnte. Wenn demnach Jesus von seiner Wiederkunft prophezeite, so wird ihm auch hier vorgeschwebt haben, daß er nicht selbst, wohl aber jemand mit seiner Macht und seinem Geist aufstehen werde, um sich gegen die Uebel und das Verderben aufzulehnen, wozu das Christentum durch Vernachlässigung der reinen, von ihm dereinst gepredigten Lehre verfallen war. Diesen Verfall seiner eigenen Lehre, den er vorhersah, nannte er den Antichrist. Die Christen haben aber den Irrtum begangen, immer wieder an seine persönliche Rückkunft zu glauben, und ganz im Geiste des frühen Altertums erfanden sie die Legende seiner leiblichen Himmelfahrt in Wolken (Apost. 1,9 bis 10), sodaß die Identität seiner Person nicht zerstört wurde.

Eine ähnliche Tradition, obgleich in mancherlei Hinsicht ge-

wandelt, hat aber auch unter den Moslems bestanden. Im Heiligen Quran zwar steht nicht ein einziges Wort über eine Wiederkunft Christi. Und in Vers 117 der Sura 5 des Heiligen Quran wird nicht nur die Tatsache von Jesu natürlichem Tode berichtet, sondern auch jede Möglichkeit seiner Wiederkehr in eigener Person ausgeschlossen. Es werden jedoch andererseits auch viele Aussprüche vom Heiligen Propheten Muhammad berichtet, welche deutliche Prophezeihungen betreffend die Wiederkehr des Messias enthalten. Diese Aussprüchen sind durch die Werke der größten Autoritäten belegt, so durch die Sammlung von Bukhari. Aber eben diese Aussprüche zeigen auch, daß der Prophet einen deutlichen Unterschied macht zwischen Jesus von Nazareth und dem versprochenen Messias. Der eine, der Mann von Nazareth, hat lockige Haare und weiße Hautfarbe, während der andere glatte Haare und braune Hautfarbe hat. Ferner sagt der Prophet, daß der versprochene Messias ein Imam (Führer) der Muslims sein und daß er aus ihrer eigenen Mitte erstehen werde. Die leibliche Wiederkunft von Jesus kommt nach alledem also nicht in Frage. Wohl aber hat der Heilige Prophet durch seine Prophezeihung auf eine Persönlichkeit hingewiesen, die Jesus wesensverwandt sein wird „nach Geist und Macht“, und er hat auch bereits Licht gebracht in die Aufgabe, die eines zukünftigen Messias harret. Denn sein prophetisches Auge sah voraus, in welches Ungemach und in welche Abgründe der Erniedrigung die Moslems eines Tages geraten würden. Er erkannte, daß ihre politische Macht einmal vorüber sein und daß sie von den Christen arg gepeinigt werden würden. „Wie würde eure Lage sein“, so sagte er darum, „wenn der Sohn der Maria in eurer Mitte erstünde, der euer Imam aus euch selbst heraus sein wird?“ Die Mission des verheißenen Messias war also die, gegen den Anti-Christ zu kämpfen.*)

*) Ich benutze das Wort Anti-Christ, weil es in Europa volkstümlich ist. Das arabische Wort heißt Dadjdjal und ist in der Muntaa'l Arab erklärt. Es bedeutet: die große Schneide des Schwertes; aber auch eine große Menge; Gold; die goldene Flüssigkeit oder den Glanz des Goldes; endlich Lügner und Betrüger; insbesondere bildet es auch den Titel des falschen Messias der in späteren Tagen erscheinen und Anspruch erheben wird, Gott zu sein! Dadjdjal faßt mithin alle Charakteristica der modernen europäischen Zivilisation zusammen, namentlich ihre Kriege und die Erfindung immer neuer Zerstörungswerkzeuge zu Kriegszwecken; ferner ihren Reichtum und ihre Gier nach Vermehrung des Reichtums, endlich ihr glänzendes Aeußeres und ihre diplomatischen Täuschungen, ihren Anspruch, das einzig rechtmäßige Ziel menschlicher Bemühungen wenn nicht gar Gott selber zu sein. Aber auch die Lehre von der Dreieinigkeit und von der Gottheit Jesu gehört hierher. Wo nun alle diese Dinge sich vereinigen, da sind die Tage nicht fern, in denen der Messias erscheinen muß. Unter den Moslems ist das wohl bekannt und die Literatur über diesen Gegenstand ist riesengroß.

Was dieser „Anti-Christ“ bedeutet, wird in einem Ausspruch des Heiligen Propheten näher erläutert, der in der Sammlung von Muslim enthalten ist. Dieser Ausspruch besagt, daß diejenigen, welche die ersten zehn Verse oder nach anderen Berichten die letzten zehn Verse der Sura Al-Kahf (Ch 19) hersagen, nichts vom Unheil des Anti-Christ zu erleiden haben. Es wird aber in den ersten zehn Versen die Behauptung, daß Jesus der Sohn Gottes ist, und in den letzten zehn Versen die Lehre von der Gottheit Jesu verworfen. Zugleich mit der Lehre von der Gottheit Jesu verwirft die letzte Stelle (Vers 104) jedoch auch den Materialismus, der aus dem Stolz über wissenschaftliche Erfolge und technische Geschicklichkeit herrührt. „Sie denken, daß sie gut beschlagen sind in der Geschicklichkeit des Hände-Werkes“ heißt es. Der „Anti-Christ“ das ist also nach dem Heiligen Propheten jene Mischung von modernem Christentum und Materialismus, welche den Beweis ihres Wertes in der Durchdringung der Welt mit materiellen Tendenzen sieht, während das Glaubenssystem als solches mit seinen vernunftwidrigen Lehren ganz im Gegensatz zu dem steht, was Christus befahl. Auf eins muß hier hingewiesen werden. Jene Verse, welche im selben Atem auf das Christentum und auf die Blüte der Technik Bezug nehmen, wurden zu einer Zeit geoffenbart, als die christlichen Nationen noch keinen besonderen Ruf in technischer Hinsicht hatten. Die technische Entwicklung Europas hat erst in den letzten hundert Jahren den heutigen Aufschwung genommen. Jene Verse aber sprechen nicht nur in hervorragendem Masse für den prophetischen Geist des Heiligen Quran, sondern sie deuten auch bereits auf die Zeit hin, in der der verheißene Messias zu erwarten ist, dessen Mission es ja sein soll, den Anstürmen des modernen Christentums und dem damit verbundenen Materialismus entgegen zu treten. Der Heilige Prophet sagt an anderer Stelle: „Er (das ist der versprochene Messias) wird das Kreuz zerbrechen“. Es bleibt danach über die Aufgaben des modernen Messias kein Zweifel. Und wenn Mirza Ghulam Ahmad nun behauptet, der versprochene Messias zu sein, so macht er das sehr glaubhaft, indem er sagt: Angesichts des Umstandes, daß mir die Erleuchtung gegeben ward, die Dunkelheit des Christentums zu zerstreuen, ist mir der Name „Sohn der Maria“ verliehen worden!“ Ob er seine Mission erfüllte, werden wir entscheiden können, wenn wir in der Lage sind, sein Werk und sein Wirken genauer zu beurteilen.

Man muß sich aber fragen, warum Mirza angesichts so klarer Prophezeihungen noch so viel Widerstand fand. Zur Antwort auf diese Frage tut ein Blick not auf die Geschichte des Islam und seines Verfalls. Dieses Thema würde uns freilich weit über die Grenzen hinausführen, die wir uns in diesem Essay gezogen haben. Es genügt hier zu sagen, daß der Verfall des Islam mit dem zweiten Jahrhundert und zwar während der Abbasiden-Herrschaft begann, nachdem die Gefährten des Heiligen Propheten und die Kinder und Enkel dieser Gefährten sämtlich dahingeschieden waren. Indem wir nun alles beiseite lassen, was nicht in das Gebiet unseres Gegenstandes gehört, soll nur so viel hervorgehoben werden, daß alle Ueberlieferungen, die sich unter den Juden über den Messias bildeten, von den Christen übernommen wurden, bei den moslemischen Völkern aber eine Umbildung erfuhren. Die Juden erwarteten einen kriegerischen Messias, der das Königreich Israel wiederherstellen sollte. Ganz im Gegensatz zu diesen Erwartungen hatte zwar Jesus erklärt, daß sein Königreich nicht von dieser Welt sei. Trotzdem hielten die Christen die alte jüdische Tradition aufrecht, mit dem Unterschied, daß sie die Wiederherstellung des Königreichs Israel in die Zeit der künftigen Wiederkehr Christi verwiesen. Die Muslims nahmen die Tradition der Juden sowohl als der Christen auf, aber sie fügten ihnen eigene Ideen hinzu, sodaß schließlich eine neue Lesart entstand. Danach war der Mann, der am Kreuze starb, garnicht Jesus sondern eine ganz andere Person, vielleicht jener Schächer, der ihn für 30 Silberlinge verkaufte und dem die Vorsehung eine gewisse Aehnlichkeit mit Jesus gegeben hatte. Dieser Mensch hätte dann für seine Treulosigkeit die gerechte Strafe erfahren. Der Meister aber wurde gerettet. Mosheim erzählt übrigens in seiner Kirchengeschichte des Christentums von einer christlichen Sekte, die in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt bestand, und die ähnliche Ansichten vertrat. Nach moslemischer Auffassung also war Jesus lebendig fortgetragen worden, und aus Furcht vor den Juden wohnte er seitdem im vierten Himmel. Die Quelle für die Annahme, daß er lebendig hinweggetragen worden sei, ist die christliche Ueberlieferung, der „vierte Himmel“ dagegen ist eine Erinnerung an die große Vision oder geistige Himmelfahrt (Mi'raj) des Heiligen Propheten, anlässlich deren er Jesus im vierten Himmel erblickte. Daß Jesus in zukünftigen Tagen körperlich zurückkehren werde, diese christliche Ansicht übernimmt die spätslamische Tradition gleichfalls.

Jedoch werde er dann zum Islam übertreten. Man stützt sich für diese Ansicht auf die Meinung, die der Heilige Prophet einst kund tat: wenn Jesus oder Moses zu seiner Zeit noch lebten, würden sie ihm folgen. Die Tradition führt weiter aus, Christus würde ein Schwert nehmen, den Anti-Christ (einen häßlichen Mann, der auf einem großen Esel reitet) töten, mit Gewalt die ganze Welt zum Islam bekehren und dann vierzig Jahre lang regieren; darauf würde die Welt zu Ende sein. Diese Ueberlieferung also, in der Wahrheit und Irrtum sich zu einem unentwirrbaren Knäuel verbanden, herrschte unter den moslemischen Völkern Jahrhunderte lang; ausgenommen waren nur einige wenige Aufgeklärte, die anders dachten. Denn mit den entsetzlichen Verheerungen, welche im 13. Jahrhundert die Mongolen unter den Moslems angerichtet hatten, war auch der islamischen Kultur ein furchtbarer Schlag versetzt, und es senkte sich ein Zeitalter geistiger Dunkelheit über den Islam. Darum darf es uns nicht überraschen, jene weit verbreitete Ueberlieferung in einer Periode der Gedankenöde bei den Moslems zu einem unumstößlichen Glauben erstarren zu sehen.

In eine Atmosphäre, die mit solchen Ueberlieferungen überlastet war, schlug die Behauptung des Mirza, der verheißene Messias zu sein, natürlich wie ein Donnerschlag. Das Volk fand sich aus seiner Ruhe aufgerüttelt. Mirza wies die Fehler innerhalb der Tradition nach, er reinigte sie aber auch von abergläubischen Bestandteilen. Und zwar führte er eine Reihe machtvoller Argumente an, gegen die nicht aufzukommen war. Er legte seinen Beweisführungen durchgängig den Heiligen Quran und die Aussprüche des Heiligen Propheten zugrunde und führte Vers auf Vers ins Treffen, um zu zeigen, daß Jesus eines natürlichen Todes gestorben sei und leiblich nicht zurückkommen könne; dagegen wollte er nicht zugeben, daß jener am Kreuze den Tod gefunden habe. Nur dies sei wahr, daß es Christus selbst und niemand anders gewesen sei, der ans Kreuz geschlagen wurde.*) Mirza lehrte ferner, Jesus sei lebend dem Kreuz entwichen und hätte Zuflucht in einem entfernten Lande gesucht, wo er seine pro-

*) Bei seiner Argumentation stützte sich Mirza mit bewußter Absicht auf denjenigen Quranvers, auf den sich auch die Gegner stützten. Der in Frage kommende Vers ist in den europäischen Uebersetzungen überall unrichtig wiedergegeben. Aus diesem Grunde soll von ihm hier ausführlicher die Rede sein und zwar in Verbindung mit dem nächstfolgenden Vers, der in der Debatte oft ganz fortgelassen wird. Die Stelle heißt wie folgt: „Und ihre Aussage, wahrlich, wir haben den Messias, Jesus, Sohn der Maria, getötet, den Apostel Gottes; und sie töteten ihn nicht, noch kreuzigten sie ihn, aber die Sache wurde zweifel-

phetische Wirksamkeit fortsetzte. In keinem Falle ist er, so sagt Mirza, zum Himmel gefahren, was ja auch ein naturwidriger Vorgang wäre. Mirza verweist auf den Quran. Nach dem Heiligen Quran starb Christus eines natürlichen Todes, und daher konnte er nicht wieder kommen. Zur Befriedigung der christlichen Polemiker aber stützte sich Mirza auch auf die Evangelien, um zu beweisen, daß es so etwas wie eine leibliche Himmelfahrt nicht gibt. Man solle, so riet er, daran denken, daß unter den vier Evangelien das des Matthäus und das des Johannes auch nicht das Geringste davon wisse, was sich mit Christus später ereignete. In ihrer Darstellung verschwindet er einfach. Die letzten zwölf Verse im Markus dagegen, wo allerdings von einer Himmelfahrt gesprochen wird,

(Fortsetzung der Anmerkung von Seite 139)

haft für sie; und wahrlich, die, die darin anderer Meinung sind, sind nur im Zweifel darüber; sie haben keine Kenntnis, der sie sich unterordnen, und folgen nur einer Vermutung, und sie wissen es nicht sicher. Nein, Gott erhob ihn in Seiner Gegenwart; und Gott ist mächtig, weise. Und da ist nicht einer unter den Anhängern des Buches, der nicht an das vor seinem Tode glaubt, und am Tage der Auferstehung wird er gegen sie zeugen“ (4:157—159). Die Verse bedeuten, daß Jesus nicht getötet wurde, weder am Kreuze noch sonst in gewalttätiger Weise. Sondern alle jene Vorgänge seien auch für seine Zeitgenossen in Dunkel gehüllt und äußerst zweifelhaft geblieben. Eine Gewißheit über die Tatsache seines Todes gäbe es nicht. Die Wahrheit aber sei, daß Gott ihn hoch erhoben habe. Ungeachtet dessen glaube aber jeder Jude, daß seine Volksgenossen Christus getötet hätten. Und die Lehre der Christen basiere auf dieser höchst zweifelhaften Ansicht. So werde denn Jesus selbst am Tage des Gerichts wider sie zeugen. Nach dem mosaischen Gesetz, „Der, der aufgehängt ist, ist von Gott verflucht“ (Deut. 21,23) und nach dem christlichen Glauben, Jesus habe in die Hölle fahren müssen, und dort drei Tage aushalten (Apost. 2 bis 27, 32; Eph. 4 bis 9 und 1. Petr. 3 bis 19) wäre sein Schicksal durch seinen Martertod ins Verächtliche gerückt worden. Der Heilige Quran rettet ihn aus dieser Situation, die er als eine Verleumdung kennzeichnet. Der Quran lehrt, daß Gott Christus zu sich nahm, und daß Jesus seine Verleumder am Tage des Gerichts wegen ihrer Ungerechtigkeit anklagen wird. Daß Jesus aber tatsächlich nicht am Kreuze starb, geht aus vielen Einzelheiten seines Schicksals hervor. Seine eigenen Zeitgenossen waren über seinen Tod nicht im Klaren. Der Statthalter Pilatus „verwunderte sich“ (Markus 15, 44). Tatsache ist, daß die wenigen Stunden, die er am Kreuze hing, nicht genügen konnten, ihn zu töten. Der Kreuzestod erfolgt gewöhnlich aus Hunger und Erschöpfung und nicht als Folge von körperlichen Verletzungen. Und von vielen Personen wird berichtet, daß sie sich erholten, nachdem sie mehr als vierundzwanzig Stunden am Kreuze gehangen hatten. So wurden auch die beiden Verbrecher, die neben ihm angehängelt worden waren, lebendig wieder abgenommen. Daß Jesus auch am Leben geblieben ist, geht daraus hervor, daß sein Blut noch floß, als sein abgenommener Leib durchbohrt wurde. Die beiden Verbrecher wurden nach ihrem späteren Tode begraben, aber er selbst ward in die Obhut eines seiner reichen Schüler gegeben, der ihn liebevoll mit seiner Fürsorge umgab und ihn in einem geräumigen Gelaß unterbrachte, das an der Seite eines Felsens in diesen hineingehauen war. Moderne europäische Gelehrte sind darüber so gut wie einer Meinung, daß die Erscheinung Jesu, der nach der Kreuzigung seinen Anhängern immer wieder entgegen trat, nicht leiblich, sondern nur spirituell zu erklären sei.

sind eine spätere Hinzufügung. Was bleibt, sind die zwei Hinweise, der eine im dritten Evangelium, der andere in Apost. 1,9, die gleicherweise von Lukas stammen, der kein Augenzeuge war und nur seine persönliche Ansicht kundtat (Luk. 1,1—3). So schwach sind die Stützen für eine weltbewegende Lehre!

Bei dem sehr begrenzten Raum, der mir zu Verfügung steht, ist es nicht möglich, auch nur einen kleinen Bruchteil der langen Kette von Beweisen wieder zugeben, die Mirza, gegen die alte, gemeinhin übliche Ueberlieferung ins Feld führte und seiner eigenen Meinung zur Stütze gab. Auch ist es unnötig, sich dabei in Einzelheiten zu verlieren. Denn mein Zweck ist nur, einen gemeinverständlichen Bericht über ihn selbst und die Bewegung zu geben, die von ihm ausging. Wir wollen somit zu einer kurzen Uebersicht seiner noch offenen Lebensjahre schreiten.

Christus sei seinen Freunden nicht in Fleisch und Blut sondern nur als Geist begegnet. Diese Ansicht wird ganz fanatisch festgehalten und findet doch keine Stütze in den Evangelien. Denn wenn Christus nur im Geiste auferstanden wäre, wo hätte dann die Notwendigkeit gelegen, den Stein von der Oeffnung seiner Höhle zu entfernen, und warum verkleidete er sich als Gärtner (Johann. 20, 15)? Diese Verkleidung war so vollkommen, daß zwei seiner eigenen Schüler, die mit ihm den Weg nach Galiläa gingen, ihn lange Zeit nicht erkannten. Stand er nun aber wirklich kurz davor, zum Himmel aufzufahren, warum ging er dann den Weg nach Galiläa? Konnte dies eine Station auf dem Wege zum Himmel sein? Nein, die Erklärung ist einfach: er ängstigte sich, erkannt zu werden. Er fürchtete, der Hohe Priester könnte erfahren, daß er noch lebte, und er befahl denen, die ihn erkannten, strenges Stillschweigen. Seinen Schülern wird geheime Botschaft gesandt, sie würden ihn in Galiläa treffen. Er fürchtete sich eben, sich in Jerusalem zu zeigen. Wenn er aber nur ein Geist war, wozu dann diese Vorsichtsmaßregeln? Christus fühlt nach seiner Kreuzigung noch Hunger wie irgend ein lebendiger Sterblicher, und er nimmt Speise zu sich (Lukas 24, 43; Johannes 21, 5—14). Einmal zweifelten die Schüler an seiner Realität, aber er wies sie zurecht und sagte: „Sehet meine Hände und meine Füße Füße, ich bin's selber; fühlet mich an und sehet; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie er sehet, daß ich habe“ (Luk. 24,39). Die Lehre von der rein geistigen Erscheinung Christi baut sich auf der Voraussetzung auf, daß er zuvor gestorben sei. Aber das ist, als ob man den Wagen vor das Pferd spannte. Denn wir müßten erst beweisen, daß er gestorben sei, ehe wir ihn als Geist umgehen lassen. Die Einzelheiten der Kreuzigung geben uns die Gewißheit, daß er als ein Lebendiger von Fleisch und Blut aus ihnen hervorging. Jesus selbst wünschte nicht, für einen Geist gehalten zu werden. Er empfand das als eine Erniedrigung. So vereinigen sich denn die verschiedensten Gründe, um darzutun, daß Christus nicht am Kreuze starb. Und entschließen wir uns, diese Gründe anzuerkennen, so wird die ganze Schlage auf einmal klar und natürlich von Anfang an bestreitet der Heilige Quran denn auch den Kreuzestod Christi, obgleich damals alles Volk daran glaubte, und obgleich die Theologen eine ganze Kette von Dogmen darauf aufgebaut hatten. Dies ist wieder ein leuchtender Beweis dafür, daß der Prophet seine Kenntnis von Gott und nicht von irgend einem Menschen empfing. Denn zu seiner Zeit war das christliche Dogma gut befestigt, und kein Mensch hätte gewagt, sich für eine abweichende Auslegung zu entscheiden.